

Kapitel 2

Postmoderne Geschlechter –

Feminismus in der Postmoderne¹

PAULA-IRENE VILLA

»Wenn der Begriff der ›Postmoderne‹ in der Gesellschaftstheorie, besonders in der feministischen, irgendeine Kraft oder Bedeutung hat, so ist diese am ehesten in der kritischen Anwendung zu finden, die versucht zu zeigen, wie die Theorie [...] stets in die Macht verwickelt ist« (Butler 1993a: 35).

Die Begriffe »Postmoderne«, »Dekonstruktion« und »Poststrukturalismus«, tauchten in den 80er und 90er Jahren im geschlechtertheoretischen und feministischen Kontext auf. Ihr Erscheinen, ihre jeweilige Verwendung und Verwandlung ist eng verzahnt mit den sozialen Konstellationen, die sie z.T. reflektieren. So ist vor allem der Begriff der »Postmoderne« ein vager semantischer Knoten, der ebenso auf veränderte gesellschaftliche Wirklichkeiten verweist wie auf neue Epistemologien und philosophische Standpunkte. Die neuen sozialen Bewegungen und die verschiedenen Politik- und Reflexionsweisen ab den 60er Jahren des letzten Jahrhunderts sind soziale Konstellationen, denen die theoretischen Begriffe der 90er Jahre z.T. ihre Existenz verdanken und die wiederum einen Resonanzboden für sie darstellen. Auch »queer« ist ein solch ebenso theoretischer wie praxeologischer Begriff; auch bei »queer« eigneten sich soziale Bewegungen und Subkulturen akademische Begriffe an und veränderten sie in produktiver Weise. Theoretische Begriffe entstehen also nicht im sozial-räumlichen Vakuum, sondern inmitten sozialer Auseinandersetzungen. Dies gilt für explizit kritische Perspektiven – wie den feministischen – ebenso, wie für vermeintlich »neutrale« Positionen. Der Unterschied zwischen den einen und den anderen macht den Grad an expliziter Reflexion dieser »Seinsgebundenheit des Wissens« (Mannheim) aus.

Die drei Begriffe, die für neue Denkstile stehen, die sich ihrerseits in komplexen Wechselwirkungen mit den sozialen Auseinandersetzungen seit den 60er Jahren entwickelt haben – (De)Konstruktion, Poststrukturalismus, Postmoderne – haben je nach Kontext, je nach Leser/-in und ihrem historischen Moment entsprechend eine unüberschaubare Fülle an – immer vorläufigen – Bedeutungen. Folglich ist die Postmoderne »kein klar umrissenes Objekt, sondern ein vielstimmiges und fluktuierendes Diskursphänomen« (Knapp 1998a: 197), dessen einzelne Stimmen zudem multidisziplinär und ebenso politisch wie theoretisch oder ästhetisch klingen.² So vielstimmig der Begriff der Postmoderne ist, so diffus und strittig ist sein Inhalt. Der Philosoph Wolfgang Iser spricht von mindestens vier Dimensionen, die allesamt kontrovers diskutiert werden (Iser 1988b: 9ff.): Umstritten ist der Begriff der Postmoderne laut Iser bezüglich seiner Legitimität, seines Anwendungsbereichs, seiner zeitlichen Einordnung und seiner Inhalte. Sicher sei nur, so Iser weiter, dass »Postmoderne« für einen »vielfachen Wandlungsprozess« (ebd.: 11) stehe; für Wandlungsprozesse in verschiedensten Bereichen wie Wissenschaft, Ästhetik, Politik, Verfasstheit des Gesellschaftlichen. Dies wiederum verweist darauf, dass »Postmoderne« je nach Kontext etwas Spezifisches meint, oft auch mehrere gleichzeitig. In manchen feministischen Positionen z.B. zielt der Begriff der »Postmoderne« zugleich auf einen Wandel erkenntnistheoretischer Positionen und eine veränderte gesellschaftliche Verfasstheit. Zudem, und dies kann nicht stark genug betont werden, ist im Kontext derjenigen Positionen, die sich als postmodern bezeichnen und noch weniger bei denjenigen, die von anderen – ob zu Recht oder nicht – als postmodern bezeichnet werden, unklar worauf genau sich das »post« im Begriff bezieht. Anders und bündig gesagt: Auf welche und wessen (Begriff der) Moderne bezieht sich das »postmoderne Denken« oder die Diagnose der Postmoderne? Welche Qualitäten, Eigenschaften, empirischen Phänomene, Rhetoriken, Philosophien, Theorien usw. gelten genau als modern bzw. konstitutiv für die Moderne? Es wird sich im Laufe des Kapitels zeigen, dass diese Unklarheit ein gewichtiges Problem bildet. Doch sollte dies nicht dazu führen, den Begriff der Postmoderne bzw. postmoderne Positionen von vorneherein zu disqualifizieren. Seine Diffusität mag bisweilen ärgerlich oder für rigoros denkende Menschen zu Recht abschreckend sein – sie ist aber zugleich Bedingung für die immense Produktivität und für ihr kritisches Potenzial.

Im Nachfolgenden werden die Verwendungsweisen der uneindeutigen und zugleich hoch produktiven Kategorie »Postmoderne« im Kontext der feministischen Theorien der 90er Jahre ausgeleuchtet. Dabei wird es auch um den Begriff des Poststrukturalismus gehen, der mit dem der Postmoderne einen engen Verweisungszusammenhang bildet. Die Leitfrage ist dabei: Wie wird Geschlecht aus postmodernen bzw. poststrukturalistischen Perspektiven verstanden? Und was meint (De-)Konstruktion von Geschlecht?

Dazu ist zunächst eine Zusammenfassung derjenigen Strömungen im feministischen Denken notwendig, auf die postmoderne, poststrukturalistische und dekonstruktivistische Zugänge aufbauen (1). Anschließend werden »Postmoderne« und »Poststrukturalismus« als feministische Perspektiven skizziert (2), um dann mit Judith Butler eine für diesen Zusammenhang paradigmatische Autorin eingehender zu betrachten (3), die für sich selber das Etikett des Poststrukturalismus vorsichtig annimmt, aber immer wieder als postmoderne Autorin rezipiert wurde und die – wie sich zeigen wird – sowohl de- wie konstruktivistisch argumentiert. Am Ende des Textes (4) steht ein thesenhafter Ausblick darauf, wie spezifische Begrenzungen und blinde Flecke postmoderner bzw. poststrukturalistischer Perspektiven im Rahmen der (auch feministischen) Geschlechterforschung überwunden werden können – ohne ihre besondere und besonders kritische Kraft zu verlieren.

1. Leitmotive

Frauen- und Geschlechterforschung, auch viele feministische Perspektiven, teilen die Annahme, dass die Geschlechterdifferenz das zu erklärende Phänomen sei. *Wie* sie diese aber erklären, *wo* genau sie die Differenz verorten, *was* genau die Geschlechterdifferenz ist und welche Probleme sowie Potenziale sich aus der Differenz ergeben – darin unterscheiden sich Ansätze der Frauen- und Geschlechterforschung und auch der Queer Theory erheblich. Es geht bei aller Heterogenität aber, zumindest seitdem postmoderne Perspektiven relevant geworden oder dekonstruktivistische Zugänge aufgetaucht sind, nicht (mehr) darum, a priori gesetzte Geschlechterdifferenzen positiv zu wenden (Frauen als das »bessere Geschlecht«) oder sie als mechanischer Effekt sozialer Verhältnisse zu sehen (wie etwa in früheren Fassungen von Sozialisationskonzepten). Einig sind sich inzwischen die Mehrzahl der Zugänge in den Gender Studies vielmehr darin, dass die Erzeugung der Geschlechterdifferenz das zu erklärende Phänomen sei.

Ein breiter Strang innerhalb des feministischen Denkens und der institutionalisierten Frauen- und Gender Forschung geht aus vom de Beauvoir'schen Leitmotiv »Als Frau wird man nicht geboren, man wird es« (»On ne naît pas femme, on le devient«) (de Beauvoir 1992: 265). Diese Formulierung von de Beauvoir hat nicht nur Geschichte gemacht, indem sie einem Teil der Neuen Frauenbewegung als Leitmotiv diente, sondern enthält die Kernidee sämtlicher (de-)konstruktivistischer Positionen feministischen und geschlechtersoziologischen Denkens. Dieses Schlagwort umfasst den Kern aller Positionen, »die darum bemüht waren [und sind], den Sinn der Biologie als Schicksal, Biologie als Zwang zu überwinden« (Butler 1995: 10). Zu diesen gehören auch postmoderne und dekonstruktivistische Perspektiven. Dekonstruktion, Konstruktion, *doing gender* – sie alle sind je verschieden

konturierte Versionen des de Beauvoirschen Grundgedankens, der die Aufmerksamkeit auf *soziale* Aspekte des Geschlechts lenkt, um die alltagsweltliche Annahme der objektiv und faktisch gegebenen, unveränderlichen ›Natur des Geschlechts‹ herauszufordern.

Dekonstruktivistische Perspektiven argumentieren beispielsweise in Anlehnung an Jacques Derrida, dass es keine ›eigentliche‹ Wahrheit hinter den vielfältigen Sprechweisen, Erfahrungen und Kontexten eines Begriffs (›Frau‹, ›Weiblichkeit‹, ›Geschlecht‹ z.B.) gibt: Die »allgemeine Strategie der Dekonstruktion« schreibt Peter V. Zima, umfasst auch »eine Subversion des Wahrheitsbegriffs als Sinnpräsenz« (Zima 2001: 289). Das heißt, die ›eigentliche‹ Wahrheit des Geschlechts verbirgt sich nicht in den Aussagen eines Textes oder einer visuellen Inszenierung zum Frau- bzw. Mann-Sein oder in konkreten Erfahrungen, sondern – so die dekonstruktivistische Perspektive – in der Sinnverschiebung, die in der Kluft zwischen den vielen, ständigen Nennungen des Geschlechts, beispielsweise in einem Text, geschieht. »Sinnverschiebung und Sinnzerfall« (ebd.: 291) sind also die (Leer-)Stellen der Wahrheit; es herrscht ein »unendliches Gleiten von Sinn« (Stäheli 2000: 5) in der Sprache bzw. bei allen Bedeutungsträgern, zu denen auch etwa Gesten oder Bilder gehören. Kein Zeichen, so Derrida, erhält außerhalb eines prinzipiell unendlichen Kontextes und außerhalb eines ebenfalls prinzipiell unendlichen differentiellen Verweisungszusammenhangs auf anderen Zeichen eine Bedeutung: »Ein Text-Äußeres gibt es nicht« (Derrida 1974: 274). Hierauf wird im Abschnitt zu Judith Butler ausführlicher eingegangen werden. Wichtig ist hier zunächst, dass dekonstruktivistische Zugänge die Suche nach ›der Wahrheit des Geschlechts‹ aufgeben und sich stattdessen auf das je spezifische Scheitern einer ›Wahrheit‹ im Sinne eines (transzendentalen) Signifikats bzw. einer ›Präsenz‹ konzentrieren.³ Der Fokus liegt dabei auch darauf, dass ›Scheitern‹ eine produktive »Verfählung« (z.B. Butler 1991: 181) ist, die Sinn überhaupt nur ermöglicht. Scheitern ist also hier kein normativer Begriff im Sinne des »nicht-finden-könnens« einer gegebenen Wahrheit, sondern die Bedingung der Produktion von Wahrheit selbst.⁴ *Konstruktivistische* Perspektiven hingegen legen ihr Augenmerk auf soziale Prozesse der Herstellung von Geschlecht im Sinne etwa des ›doing gender‹ qua konkreter Handlungen in konkreten Situationen. Beide Perspektiven – de- und konstruktivistische also – teilen die Prämisse, dass das Geschlecht eine gemachte Struktur, eine in komplexen Prozessen von Menschen erzeugte Realität sei – und nicht eine natürlich gegebene, unveränderliche Eigenschaft aller Personen zu allen Zeiten. Sie teilen die Strategie der Ent-Naturalisierung: Frau- bzw. Geschlecht-Sein ist demnach keine Frage der Hormone oder der Anatomie, sondern Aspekt und Produkt des Sozialen. Diese Perspektive reflektiert und theoretisiert die durch die Frauenbewegung motivierte Reflexivierung und Politisierung des Körpers, der Sexualität und der so genannten Geschlechterrollen. Wie sich im Laufe des Buches zeigen wird, spielt diese Reflexivierung, d.h. auch die Entnaturali-

sierung des Körpers eine prominente Rolle in der zweiten Frauenbewegung. So nimmt es nicht wunder, dass dies in der Frauenforschung auftaucht, versteht sich diese doch zunächst als theoretischer Arm der sozialen Bewegung. Allerdings wäre es falsch zu glauben, dass sich in der Forschung schlicht das abbildet, was gewissermaßen das politische Tagesgeschäft der Straße beherrscht. Zwar sind Themen und Probleme häufig dieselben, doch ist der Grad an Reflexion und vor allem die in ihr enthaltene Komplexität der Analysen durchaus sehr verschieden. Das in den 70ern und 80ern das Feld der Frauen- und Geschlechterforschung dominierende »sex/gender-System« greift diese Einsicht auf, indem es den »kleinen Unterschied« als biologisches Geschlecht – den *sex* – definiert und die »großen Unterschiede«, die spezifische Gesellschaften in spezifischen historischen Konstellationen daraus machen, als »gender« (vgl. u.a. Rubin 1975: 165; Lerner 1986: 301; für eine kritische Übersicht vgl. Becker-Schmidt/Knapp 2000: 65–73). Mit dieser Trennung wurde einerseits ein Begriffswerkzeug zur Verfügung gestellt, das wissenschaftlich und intellektuell überaus anregend war. Andererseits etablierte sich im Gefolge dieser Unterscheidung eine problematische Arbeitsteilung zwischen den Disziplinen und blinde Flecken in der feministischen bzw. der Geschlechterforschung wurden produziert. Im Rahmen des sex/gender-Systems sind nämlich die Sozialwissenschaften für den Bereich »gender« und die Naturwissenschaften für den Bereich »sex« zuständig.

Anders gesagt: Fragen nach der *Naturhaftigkeit* des Geschlechts wurden aus der sozial-, geistes- oder kulturwissenschaftlichen Betrachtung ausgespart und damit unter der Hand naturalisiert. Ob allerdings die ›Natur‹ der Geschlechterdifferenz als gegebene natürliche Tatsache jenseits gesellschaftlicher Verhältnisse betrachtet werden kann, das ist eine der radikalen Fragen poststrukturalistischer und dekonstruktivistischer feministischer Ansätze. Sie zweifeln dieses an, indem sie fragen, ob »die angeblich natürlichen Sachverhalte des Geschlechts nicht in Wirklichkeit diskursiv produziert [werden], nämlich durch verschiedene wissenschaftliche Diskurse?« (Butler 1991: 23). Verschiedene Aspekte dieser rhetorischen Frage werden in diesem Kapitel noch ausgiebig thematisiert.

Sozial statt natürlich, gender statt sex: So lautet die Kurzfassung des politischen und analytischen Impetus in Frauenbewegung und Frauenforschung. Dabei kann mit dieser Gleichung, wie angedeutet, verschiedenes gemeint sein: Auf der wissenschaftlichen Ebene kann man sich mit so unterschiedlichen Feldern wie Handlungen, Ungleichheitsverhältnissen, Sozialisation, Arbeit, Bildung, symbolischen und ideologischen Aspekte, subjektlogischen und/oder diskursiven Ebenen des »zur Frau Werdens« befassen. Meines Erachtens ist die Orientierung am je fokussierten Modus und je kartographierten Ort der Konstruktion für die Systematisierung verschiedener (de-)konstruktivistischer Ansätze geeignet. denn Postmoderne und/oder poststrukturalistische sowie dekonstruktive Positionen beinhalten

ein Verständnis von ›sozial gemacht‹ als diskursiv, symbolisch und subjekttheoretisch. Damit ist aber noch nicht sehr viel gesagt, denn was genau diskursiv oder subjekttheoretisch meint, hört sich bei den verschiedenen »Stimmen« dieses ›Diskurs-Chores‹ je anders an. Besagte Ansätze erheben jedoch nicht, zumindest nicht systematisch, ihre Stimme auf der Ebene von Interaktionen, Organisationen oder etwa materiellen Ungleichheiten. Besonders prominent ist in den hier behandelten Ansätzen vielmehr die Sprache bzw. der Diskurs als Ort und Modus von Geschlechterwerdung bzw. seiner Erzeugung. Dies scheint etwa im obigen Zitat von Butler auf, wenn sie die »angeblich natürlichen Sachverhalte des Geschlechts« als »in Wirklichkeit *diskursiv* produziert« bezeichnet. Poststrukturalistische und dekonstruktivistische »Brillen« des Geschlechts schauen immer darauf, wie Kategorien des Geschlechtlichen als sinnvolle, wirkmächtige, mit einem Wahrheitsanspruch ausgestattete Kategorien fungieren; es geht ihnen um Sinn und Bedeutung und damit vor allem um Aspekte des Sprachlichen und Symbolischen. In diesen, vor allem in poststrukturalistischen Ansätzen, spielen Analysen von Macht und Herrschaft eine prominente Rolle: Inwiefern ist die Rede, der Diskurs auch Teil von Herrschaft? Durch diese Brille lässt sich dagegen kaum auf Handlungspraxen oder ökonomische Strukturen schauen. Bevor anhand der Arbeiten von Judith Butler eine diskurstheoretische und damit eher poststrukturalistische und nur bedingt postmoderne Autorin vorgestellt und ihre Thematisierung von Geschlecht als Dekonstruktion ausgeleuchtet wird, wird nachfolgend die Debatte darüber zusammengefasst, ob Postmoderne und Feminismus eine (un)glückliche Ehe eingehen – wie ich in Anlehnung an Cornelia Klinger formulieren möchte (Klinger 1998b). Aus dieser Darstellung sollte deutlich werden, inwiefern poststrukturalistische und postmoderne Positionen im Kontext der Geschlechterforschung Grundannahmen teilen – und inwiefern sie sich unterscheiden.

2. Postmoderne und Poststrukturalismus: Entsorgung des geschlechtlichen Subjekts aus geordneten Verhältnissen?

Wie eingangs erwähnt, existiert die Postmoderne nicht als kohärentes, klar umrissenes Objekt. Als Begriff umfasst sie eine Reihe von Bedeutungen: Postmoderne als Epochenbezeichnung (*postmodernity*), Postmoderne als Theorie bzw. Denkstil (*postmodernism*) und Postmoderne als ästhetische Kategorie, vor allem in Architektur und Literatur(-wissenschaft) seit den 60er Jahren und in den 90er als Begriff des ›Zeitgeistes‹.⁵ Erstere sollen hier interessieren.

Postmodernity im Sinne einer Epochenbezeichnung wird z.B. von Zygmunt Bauman im Kontrast zur Moderne verwendet, um eine neue Form sozialer und individueller Verfasstheit zu markieren (Bauman 1995). Pluralisierung,

vor allem von Lebensstilen und -formen, Fragmentierung, Medialisierung und insbesondere die durchgreifende Prägung der sozialen Lebenswelten durch und für den Konsum sind für ihn die herausragenden Merkmale einer post-, also nach-modernen Epoche. Die auf einem enormen ökonomischen Wohlstand in den westlichen Wohlfahrtsstaaten seit den 60er Jahren aufsetzenden Prozesse von Individualisierung und Pluralisierung sind nicht mehr durch Klassen- oder Geschlechtszugehörigkeit gegeben, sondern werden innerhalb einer gleichzeitigen Vielzahl von Lebensstilen und Kontexten (Subkulturen, Medien, Milieus z.B.) ständig neu gebildet.⁶ Insbesondere durch den marktförmig organisierten und omnipräsenten Konsum stehen eine Vielzahl von Stilen, Ästhetiken, Orientierungen und letztendlich Werten als sichtbare Optionen zur Verfügung, so Baumanns Diagnose. Dies konvergiert offensichtlich mit der Vervielfältigung von Lebensstilen, Identitäten und normativen Leitbildern im Anschluss an Frauen-, Lesben und Schwulenbewegungen in den USA.

Kennzeichen der Moderne war Bauman zufolge die Ordnung bzw. ihre Herstellung als Leitmotiv:

»Unter den vielen unmöglichen Aufgaben, die die Moderne sich gestellt hat und die die Moderne zu dem gemacht haben, was sie ist, ragt die Aufgabe der Ordnung (genauer und höchst wichtig, der Ordnung als Aufgabe) heraus; [...] ja, als Archetyp für alle anderen Aufgaben, eine, die allen anderen Aufgaben zu bloßen Metaphern ihrer selbst macht« (Bauman 2005: 16).

Anders formuliert, aber von der Kernidee her analog, sieht Judith Butler in der »Begriffsherrschaft« (Butler 1993a: 34) ein Kernelement modernen Denkens, weil Großbegriffe die faktische Vielfalt und Unabschließbarkeit der von ihnen vermeintlich umfassten Realitäten auszulöschen versuchen. Hiermit ist bereits der Übergang von sozialwissenschaftlicher Diagnose der Postmoderne zum postmodernen (erkenntnis-)theoretischen Denken angedeutet, von der weiter unten noch ausführlicher die Rede sein wird. Wenn die Baumannsche Diagnose der Moderne stimmt, so ist der Übergang in die Postmoderne davon gekennzeichnet, dass sie es nicht nur aufgibt, soziale Ordnung (Klassifikationen, allumfassende Integration usw.) herzustellen, sondern die Ambivalenz, die Unordnung positiv wendet. Öffentliche und private, kollektive und individuelle Aushandlungsprozesse bezüglich Deutung und Sinn gewinnen gegenüber ehemals lebensweltlichen Traditionen und institutionell erzeugten Zwängen an Bedeutung:

»Die neuen Horizonte, die heute menschliche Imagination zu entflammen und menschliches Handeln zu inspirieren scheinen, sind die der *Freiheit*, der *Verschiedenheit* und der *Toleranz*. Das sind die neuen Werte, die die postmoderne *Mentalität* formieren. Was freilich die postmoderne *Praxis* anbelangt, so sieht sie kein bisschen weniger verunstaltet aus als ihre Vorgängerin« (Bauman 2005: 430; Hervorh. i.O.).

Und er fügt hier auch kritisch anknüpfend an seine Diagnosen zur Rolle von Marktförmigkeit und Konsum an, dass »nur solche Verschiedenheit gedeihen [darf], die dem Markt nützt« (ebd.: 431). Auch an dieser Stelle ist die Konvergenz mit queeren Positionen auffällig: Gerade Letztere betonen die zwangsläufig repressiven Effekte normativer und dabei normalisierender Logiken auf der individuellen wie strukturellen Ebene. Nicht zuletzt deshalb richten sich queere Positionen gegen Vereindeutigungen, gegen das Ordentliche. Hierauf geht ausführlicher das sechste Kapitel ein.

An dieser sehr kurzen Skizze der Gedanken von Bauman sieht man, dass »*postmodernity*« als Zeit- und Gesellschaftsdiagnose einerseits und »*postmodernism*« als Denkweise oder »Mentalität« andererseits nicht klar geschieden sind. Zusammen mit der angenommenen Pluralisierung und Partikularisierung des Sozialen im Rahmen post-industrieller Gesellschaften, wie sie z.B. auch von Daniel Bell (1973) diagnostiziert wurden, scheint in einer Diagnose der sozialen Postmoderne vor allem das Element der Vielfalt, des Pluralen, der Fragmentierung eines ehemals »großen Ganzen« vorherrschend. »Die« Gesellschaft, »das Patriarchat«, »die Normen« – all dies gehört in den Ansätzen der *postmodernity* einer vergangenen modernen Epoche an. In ihrer kritischen Durchsicht postmoderner feministischer Perspektiven konstatiert Sylvia Walby: »Manche Postmodernisten/innen meinen, dass nicht nur der Begriff »Patriarchat« essentialistisch sei, sondern auch der Begriff »Frau«« (Walby 1992: 34; eig. Übersetzung).

Postmoderne Zeitdiagnosen hinterfragen also in kritischer Absicht, so lässt sich *postmodernity* bilanzieren, Vorstellungen der Einheitlichkeit und normativen Integration komplexer Gesellschaften und setzen diesen die Diagnose von faktischer Vielfalt und deren Reflexivität entgegen. Dies bedeutet jedoch nicht, dass Autoren wie Bauman oder Bell die gesellschaftliche Verklammerung qua zentraler Produktionsmodi oder Diskursen ignorieren. Im Gegenteil: Auch bei ihnen gibt es sozialen »Kitt«. Für Bell ist die technologische, ja technokratische Orientierung des Sozialen das Charakteristikum der post-industriellen und post-modernen Gesellschaft. Und für Bauman hat der Konsum die ehemals zentrale Position von Arbeit als Organisationsmodus sozialer Anerkennung, Integration und Teilhabe abgelöst (Bauman 1995: 79). Konsum ist für Bauman aber, im Unterschied zur modernen »Arbeit«, durch Vielfalt charakterisiert. Es gibt nicht die eine Art von Konsum, wohl aber – so muss man interpretieren – die eine Art der Arbeit. Auch für Bell ist insbesondere die kulturelle Sphäre in grundlegender Weise pluralistisch und heterogen. Deutlich dürfte nun geworden sein, dass erstens die Diagnose der *postmodernity* als gesellschaftlicher Zustand durchwoben ist von anderen post-Diagnosen (post-industriell, post-materiell, post-institutionell), zweitens eine Fokussierung auf kulturelle Aspekte wie Lebens- oder Konsumstile und in konkreten Lebenswelten verhandelbaren Werten vorherrscht sowie drittens das spezifisch postmoderne Moment in der sichtbaren und verfügbaren Heterogenität dieser Stile

bzw. Werte besteht. Nicht Produktionsweisen oder institutionelle Strukturen bilden den Schwerpunkt der Analyse – wenngleich die Diagnosen wie bei Bauman oder Bell daran anknüpfen –, sondern die Relevanz des Kulturellen und die z.T. optimistisch gefärbte Anerkennung von dessen Vielfalt (vgl. auch Welsch 1988b: 30). Im Rahmen feministischer bzw. geschlechtertheoretischer Analysen hat die (postmoderne) Fokussierung auf Aspekte kultureller Bedeutungen einen zentralen Stellenwert erhalten.⁷ Ergänzt wird der Nachdruck auf Bedeutungen um das Insistieren auf Vielfalt. Für Walby ist das Konzept der Postmoderne überhaupt gleichzusetzen mit Fragmentierung als diagnostischen und (erkenntnis-)theoretischen Leitbegriff (Walby 1992: 32).⁸

Diese Versionen von *postmodernity* als Gesellschaftsdiagnose sind von verschiedenen Seiten, insbesondere von feministischen Autorinnen, scharf kritisiert worden. Und auch wenn für die feministischen und geschlechtersoziologischen Debatten Ausprägungen des *postmodernism* (als Theorieströmung) weitaus einflussreicher gewesen sind, möchte ich doch kurz auf entsprechende Kritik kurz eingehen. Die beschriebene Fragmentierung und Pluralisierung von Lebenswelten, von Stilen, Kulturen und Normen im Rahmen des *postmodernism* ist zeitlich in den USA – wo *postmodernism* breit und kontrovers rezipiert wurde – zusammengefallen mit den politischen Auseinandersetzungen in der zweiten Frauenbewegung um die vermeintlich oder real unsichtbar gemachten Vielfalt der Frauen.⁹

Auf die zunächst durch lesbische und ›Women of Color‹ angestoßene Infragestellung der Kategorie ›Frau(en)‹ als empirisch tragfähigen Begriff und als Leitkategorie des Politischen nehmen alle Autorinnen in postmodernen und/oder post-strukturalistischen bzw. dekonstruktivistischen Kontexten Bezug. Worauf sie sich beziehen, ist »[dass] sich die ›Geschlechtssidentität‹ nicht aus den politischen und kulturellen Vernetzungen herauslösen [lässt], in denen sie ständig hervorgebracht und aufrechterhalten wird« (Butler 1991: 18). Hierauf hatten »schwarze und postkoloniale Feministinnen« aufmerksam gemacht, die darauf insistierten, dass das vermeintlich universale, allumfassende Subjekt ›Frau‹ eigentlich auf der impliziten Verallgemeinerung »weißer, heterosexuell lebender Mittelschichtsfrauen« beruhte, was wiederum zum »Verschweigen und der Unsichtbarmachung der Erfahrungen, Kämpfe und Theorien minorisierter Frauen [...]« führte (Gutiérrez Rodríguez 2004: 241). Frau, so lässt sich übersetzen, gibt es nicht im Singular – weder empirisch, noch theoretisch noch politisch. Dazu sind die konkreten Weiblichkeiten, die spezifischen Existenzweisen und die jeweiligen Bedeutungen des Geschlechts sozial zu sehr verortet in – womöglich ihrerseits stark fragmentierten – unterschiedlichen Kontexten wie Klasse/Schicht, Nationalstaat, Ethnizität/race, Alter, Sexualität, Religion usw. Angenommen wird in z.B. post-kolonialen Perspektiven vielmehr, dass all diese »Achsen der Differenz« (Becker-Schmidt/Knapp 2000: 103) simultan und in konfligierender Weise wirksam sind und dass ihre Einebnung

zugunsten der Universalkategorie ›Frau(en)‹ eine immanent unterdrückende Strategie ist, ein ›kolonialer‹ Gestus.

Verschiedene Differenzstrukturen sind demnach faktisch derart wirksam, dass sie nicht durch eine Großstruktur zusammengehalten werden. Die konkreten Erfahrungen von Frauen in diesen komplexen Strukturen könnten nicht mehr auf ein Gemeinsames hin gedacht oder beforscht werden: »Es ist in den USA der 90er schlicht keine transzendente Verortung möglich« bemerkt die feministische post-koloniale Autorin Chandra Talpade Mohanty (1995: 83; eig. Übersetzung). Frauen hätten demnach keinen gemeinsamen sozialen Ort und keine gemeinsamen Namen, keinen sie alle bezeichnenden »Signifikanten«. Dekonstruktivistisch zugespitzt formuliert Diane Elam, dass es in der bisherigen feministischen Theorie und Praxis eher ein zuviel an Gewissheiten gäbe (Elam 1994: 31) und es nun darum gehen müsse, die Ungewissheit und Unbestimmtheit (*indeterminacy*) in Bezug auf Kategorien wie ›Frauen‹ oder ›Unterdrückung‹ anzuerkennen und auszuloten (ebd.: 33ff., 59). Wer nämlich voller guter politische Absichten etwa von »der Befreiung« »der Frauen« spräche, lösche damit faktisch in repressiver Manier die Vielfalt und Unterschiedlichkeit (auch, aber nie nur geschlechtlicher) Realitäten aus: »Jede Subjektposition wird [...] innerhalb grundsätzlich instabiler diskursiver Strukturen konstituiert [...] und deshalb wird soziale Identität nie abschließend und nachhaltig erlangt« (Mouffe 1995: 319; eig. Übersetzung).

Dies nicht nur, weil es ›die‹ Frauen oder die eine Unterdrückung realiter nie gibt, sondern immer nur jeweils spezifische Formen von Unterdrückung und konkrete Frauen. Zudem sind (Ordnungs-)Begriffe immer auch Herrschaftsausübung, da sich historisch spezifische, also partikulare Bestimmungen als das Universale setzen können und faktisch gesetzt haben. Der Mensch ist – philosophiegeschichtlich – in Wirklichkeit ›Mann‹, Frau ist in (feministischer) Wirklichkeit weiß, heterosexuell, mittelschichts-zugehörig, »Sexualität« meint faktisch implizit eine normierte und idealisierte Form von Heterosexualität, Geschichte ist die »Geschichte der Sieger« usw. Hier auf heben postmoderne Theorien (*postmodernism*) besonders ab, wie sich noch zeigen wird.

In – unfreiwilliger – Konvergenz mit Ansätzen des postmodernism hat die Vervielfältigung und Implosion der Kategorie Frau zu einer m.E. riskanten Abkehr von Strukturanalysen des Geschlechterverhältnisses geführt, die bis dato das Feld der (feministischen) Geschlechterforschung dominiert hatten.¹⁰ Die De-Thematisierung ökonomischer Verhältnisse (Walby 1992: 35f.) zugunsten anderer, hauptsächlich kultureller (Repräsentations-)Formen des Geschlechts, insbesondere im Zusammenwirken mit den als *postmodernist* zu bezeichnenden Ansätzen, macht bisweilen vergessen, dass es durchaus so etwas wie Großstrukturen gibt, die bürgerlich-kapitalistische Geschlechterverhältnisse (Becker-Schmidt/Knapp 2000: 39–62) kennzeichnen und die von anderen Differenz- bzw. Hierarchie-

systemen eben nicht vollkommen außer Kraft gesetzt, nicht einmal relativiert werden:

»Das soziale Verhältnis, in das die Geschlechter eingespannt sind, ist Resultat eines komplexen Prozesses: Polarisierende Unterscheidung, diskriminierende Bewertung, disparitäre Behandlung und ungleiche Positionierung der Menschen qua Geschlecht greifen ineinander. Das bringt die Genus-Gruppen – unabhängig von ihrem Willen – in eine Oppositionsbeziehung, die einen strukturellen Hintergrund hat: Besser- versus Schlechterstellung« (Becker-Schmidt/Knapp 2000: 61).

Die »ungleiche Positionierung« beruht auf der nach wie vor konstitutiven Trennung von Produktions- und Reproduktionsarbeit in kapitalistischen Gesellschaften, die eine enorme Vielfalt an Ausprägungen und Folgeerscheinungen – von Unterstellungen bzgl. des »Sozialcharakters« von Frauen und Männern über geschlechtsspezifische Ungleichheitslagen bis hin zu systemischen Aspekten wohlfahrtsstaatlicher Regulierungen – aufweist.

Nicht nur postkoloniale oder post-strukturalistische Versionen feministischen Denkens weisen einen »sozialwissenschaftlich-gesellschaftsanalytischen Mangel« (Becker-Schmidt/Knapp 2000: 111) auf, wenn sie die hartnäckigen und komplexen gesellschaftlichen Strukturen aus dem Blick verlieren, die in der Spaltung zwischen Produktions- und Reproduktions-sphäre und den damit verbundenen Spaltungen zwischen privat und öffentlich oder subjektiv und objektiv liegen.¹¹ Auch Nancy Fraser beharrt auf der Notwendigkeit, »diskursive Analysen der Geschlechtersignifikationen mit strukturellen Analysen der Institutionen und der politischen Ökonomie zusammenzubringen« (Fraser 1993b: 149). Diese Aufgabe steht, so meine Einschätzung, weiterhin aus – wenngleich die inzwischen nüchternen feministischen Anschlüsse an postmoderne und poststrukturalistische Perspektiven auf solche Synthesen hinarbeiten. Denn die kritische Dezentrierung bisheriger »Gewissheiten« der (feministischen) Analysen muss nicht zwangsläufig das Struktur-Kind mit dem Bad ausschütten, auch wenn dies häufig geschieht.

Auch die zuvor skizzierten Ansätze von Zygmunt Bauman und Daniel Bell ignorieren weitestgehend wesentliche Erkenntnisse feministischer Kritik, für die die moderne Gesellschaft nie ein in sich homogenes, kohärentes und unter »offizielltem« Leitparadigma integriertes Gefüge war. So kritisiert Knapp in ihrer Auseinandersetzung mit Bauman dessen unterkomplexe Sicht moderner Gesellschaften ebenso wie dessen Ausblendung realer materieller Zwänge für Frauen in seiner Vision der Postmoderne:

»Die Lebenswelten der weiblichen Subjekte [in der vermeintlichen Postmoderne] sind hier weniger durch Konsumfreiheit als durch die unentgeltene und als Le-

bensleistung deklassierte Haus- und Familienarbeit und deren gesellschaftliche Funktionalität mit der »zweckgerichteten Rationalität des Systems verbunden« [...]« (Knapp 1998b: 47).

Die Ausblendung weiblicher Wirklichkeiten kristallisiert das Problem postmoderne Sozialdiagnosen: Sie nehmen einzelne empirische Tendenzen – wie Pluralisierung, Individualisierung, post-industrielle Produktionsformen – auf, die sicherlich beobachtbar sind und eine tatsächliche qualitative Neuerung gesellschaftlicher Verfasstheit andeuten, verallgemeinern diese aber in empirisch unzulässiger Weise.¹²

An gesellschaftsdiagnostische Aussagen andockend, diese aber theoretisch und begrifflich wendend, sind postmoderne Theorien (*postmodernism*) für das feministische Denken und für die Geschlechterforschung besonders relevant. Als Epistemologie bzw. kritische Denkbewegung, die auch die Bedingungen des Denkens und Wissens selbst betrifft, richten sich postmoderne Theorien gegen vermeintlich »moderne« Episteme und verstehen sich selbst als neue Form des Wissens (Lyotard 1994; Bauman 2005). Das Neue der Postmoderne knüpft direkt an obige Ausführungen an, indem das besagte neue Wissen »den Rekurs auf die großen Erzählungen ausschließt« wie Lyotard in seinem berühmten Essay (1994: 175) formuliert, der als einer der Begründungstexte postmoderner Philosophie gilt. Als »große Erzählungen« gelten paradigmatische »Metaerzählungen« der modernen Philosophie wie z.B. zunehmende Rationalität im Sinne der Aufklärung, die Emanzipation des Menschen durch Naturbeherrschung, Teleologie der Geschichte als zunehmendem Fortschritt usw.

»Modernes Wissen hatte je die Form der Einheit, und diese Einheit war durch den Rückgriff auf große Meta-Erzählungen zustande gekommen. [...] Die Neuzeit bzw. Moderne hatte drei solcher Meta-Erzählungen hervorgebracht: die Emanzipation der Menschheit (in der Aufklärung), die Teleologie des Geistes (im Idealismus) und die Hermeneutik des Sinns (im Historismus)«,

schreibt Welsch über Lyotard (Welsch 1988: 32). Lyotard plädiert nicht nur nachdrücklich dafür, solchen Metaerzählungen keinen Glauben mehr zu schenken (Lyotard 1994: 7), sondern macht diese skeptische Abkehr zur Kernidee postmodernen Denkens schlechthin. Postmodernes Denken sehne sich nämlich nicht nach der verlorenen Einheitserzählung, sondern begreife die Partikularisierung, Relativierung und Pluralisierung des Wissens als Positives:

»Die Gerechtigkeit wäre folgende: der Vielfalt und Unübersetzbarkeit der ineinander verschachtelten Sprachspiele ihre Autonomie, ihre Spezifität zuzuerkennen, sie nicht aufeinander zu reduzieren; mit einer Regel, die trotzdem eine allgemeine Regel wäre, nämlich lasst spielen [...] und uns in Ruhe spielen« (Lyotard im Gespräch mit Jean-Pierre Dubost nach Welsch 1988: 33).

»Leben und leben lassen« wäre die saloppe Devise der postmodernen Denkweise, die Lyotard hier formuliert. Spielen bezieht sich hierbei auf die Wittgensteinsche Formulierung von »Sprachspielen«, die ihre je eigene Wahrheit und Logik haben und die sich nicht ordnen lassen auf ein übergeordnete Wahrheit hin. Konsens – philosophischer, lebensweltlicher oder politischer Natur – ist für Lyotard denn auch nicht mehr angemessen. Vielmehr sei Dissens, die permanente Auseinandersetzung und die Anerkennung der Verschiedenheiten der vor allem politisch bessere Weg in der Postmoderne: »Ein Unrecht entsteht, wenn man dieselbe Urteilsregel auf verschiedene Diskursarten zugleich anwendet« rekonstruieren Warmer und Gloy (nach Zima 2001: 153) Lyotards auch politisch motiviertes Kernstück des »postmodernen Wissens«. Hiermit ist das Problem gemeint, welches dann entsteht, wenn man einen je spezifischen Begriff von beispielsweise »Wahrheit«, »Gleichheit« oder »Gerechtigkeit« auf verschiedenste (z.B. wissenschaftliche, kulturelle, politische, ökonomische oder historische) Kontexte anwendet, um sie zu bewerten. Dies kann – so die postmoderne Kritik – nur herrschaftsförmig geschehen.¹³ Was also z.B. in einem Kontext gerecht ist, kann in einem anderen anders bewertet werden. Dieses »Leben und leben lassen« bedeutet nun nicht, wie Lyotard selber betont hat, ein »*anything goes*« oder »alles ist erlaubt« (vgl. Welsch 1988: 35f.). Vielmehr geht es in postmodernen Perspektiven um die Anerkennung von Heterogenität, von Vielfalt und radikaler Kontextualisierung des Wissens als Faktum z.B. in historischer Perspektive oder in Bezug auf spezifische Bevölkerungsgruppen in modernen Gesellschaften. Demnach gab und gibt es faktisch eine Vielfalt von Wissensformen, von Lebenswelten, von Rationalitäten oder Werten – auch wenn diese unter den »Großerzählungen« oft unsichtbar gemacht wurden bzw. noch werden. Die Vielfalt und Heterogenität muss immer wieder reflektiert und zur Disposition gestellt werden – allerdings sucht man in den einschlägigen Texten vergeblich nach Kriterien hierfür, die jenseits eines Nebeneinanders von Wissensformen anwendbar wären.

Zusammenfassend lässt sich postmodernes Denken als die radikale Kritik dreier Topoi der Moderne (oder vermeintlichen Moderne) fassen, *ohne* dass utopische Alternativen dazu entworfen würden:

1. *Kritik an universalisierenden Paradigmen* z.B. bezüglich der Deutung von Geschichte oder Gesellschaft (»post-metaphysisches Denken«, vgl. Klin-ger 1998b: 25). »Fortschritt«, »Emanzipation«, »Vernunft« z.B. werden aus postmoderner Sicht als homogenisierende Abstraktionen betrachtet, die die tatsächliche Vielfalt und Widersprüchlichkeit sozialhistorischer Logiken unterschlagen und damit politisch repressiv wirken. Diese Kritik ist aus feministischer Sicht insofern produktiv, als etwa die Frauengeschichtsschreibung auch immer auf die nicht eingelösten, den Leitbildern widersprechenden oder zumindest von diesen abweichenden Lebenswirklichkeiten von Frauen insistiert hat. Der »Fortschritt« der Geschichte z.B. hat sich für die Genus-Gruppe der Frauen, für Menschen, die sich nicht

in heterosexuelle Regimes gefügt haben oder generell für Menschen, die als ›anders‹ stigmatisiert wurden (nicht-Weiße, nicht-Christen usw.) häufig als fragwürdig erwiesen: Durch die Reflexion auf den systematischen Ausschluss von Frauen aus der bürgerlichen Öffentlichkeit (vgl. Fraser 1995: 288–295) werden auch vermeintlich neutrale Kategorien wie Demokratie, Menschenrechte oder Universalismus in einer historischen Perspektive als faktisch partikuläre entlarvt. Als Vernunftkritik konvergiert diese Verabschiedung mit feministischen und post-kolonialen Denkbewegungen: »Die epistemologischen Erzählungen der Philosophie drehten sich tendenziell um die Erfahrungen, Probleme und Unterwerfungshandlungen eines stereotypen weißen, westlichen, männlichen Selbst« schreibt die postmoderne Philosophin Jane Flax (Flax 1992a: 451; eig. Übersetzung).

2. *Kritik am Begriff des Subjekts* der Moderne. Postmoderne Perspektiven verabschieden auch einen Subjektbegriff, der als universeller, mit-sich-identischer, kohärenter und autonomer entworfen ist (vgl. z.B. Flax 1992b: 74). Als »Tod des Menschen« hat Seyla Benhabib in kritischer Absicht diese Kritik – fälschlich, wie ich meine – bezeichnet (Benhabib 1995: 231). Sie verweist damit auf die postmoderne Annahme, ›das Subjekt‹ sei radikal in den jeweils historischen Kontexten situiert. Es agiert nicht nur in ihnen, sondern wird von ihnen überhaupt erst hervorgebracht. Das Subjekt wird zum Faszinosum: Die Frage, welche Subjekte politisch »von Gewicht« (Butler) sind, wird zum Dreh- und Angelpunkt theoretischer Analysen. Hierauf wird der Abschnitt zu Judith Butler ausführlicher eingehen, die sich der Subjektkritik besonders zuwendet.
3. *Kritik an normativen Letztbegründungen*. Was emanzipatorisch, unterdrückerisch oder herrschaftsstabilisierend ist, dies lässt sich nicht a priori oder unter Verweis auf abstrakte Normen ausloten, sondern nur entsprechend ihrer kontextuell betrachteten Wirkungsweise. Ambivalenz ist das Stichwort für diese Kritik, die darauf beruht, dass kein normativer Begriff des Politischen (›Gerechtigkeit‹, ›Demokratie‹, ›Universalismus‹, ›Toleranz‹, ›Humanismus‹, ›Gleichheit‹ usw.) abschließend definierbar ist. Vielmehr sind die konkreten und realitätsmächtigen Gehalte dieser Kategorien nicht nur faktisch immer anfechtbar und diskussionswürdig, sie sollen es zudem auch sein. Es sei, so die postmoderne Kritik, ein politischer Fehler und ein Ausdruck von Herrschaft dazu, eine spezifische Version z.B. von ›Gleichheit‹ auf alle Konstellationen anzuwenden.

Für die dezidiert anti-postmodern argumentierende politische Philosophin Seyla Benhabib sind diese Grundannahmen – zumindest in ihren starken, radikalen Versionen – mit feministischen Anliegen unvereinbar (vgl. Benhabib 1995: 236). Für sie sind damit individuelle Handlungsfähigkeit sowie die normative Legitimation feministischer Praxis und Theorie verloren. Dass dies nicht das letzte Wort in der Debatte um Postmoderne und Femi-

nismus sein muss, das wird etwa an den Antworten von Judith Butler auf diese Einwände deutlich.

3. Judith Butler: Das postsouveräne Subjekt im Netz der Diskurse

An den bisherigen Ausführungen dürfte der enorme Stellenwert der Sprache für postmodernes Denken deutlich geworden sein. Postmodern argumentierende Theorien fokussieren soziale Verhältnisse nicht als strukturelle Organisationsgefüge oder als materielle Ungleichheiten, sondern als Diskursensembles und symbolische Ordnungen. Hier treffen sich postmodernes und poststrukturalistisches Denken. Poststrukturalistische Theorien verstehen – bei allen Unterschieden in der jeweiligen Ausrichtung – die Sprache bzw. den Diskurs als den Ort, an dem soziale Wirklichkeit organisiert wird (vgl. Weedon 1990: 35). Diskurs ist demnach in einer poststrukturalistischen Perspektive der soziale Ort und der soziale Modus der (Re-)Produktion des Geschlechts. Allerdings ist Diskurs nicht schlicht ›Sprache‹ oder gar ›Text‹. Judith Butlers Arbeiten stellen für eine solche Perspektive das sicherlich markanteste und zugleich prominenteste Beispiel dar.

Diskurs und Sprache

Die Fokussierung auf Sprache bzw. Diskurs hat bei Butler zwei wesentliche Bezugspunkte: Michel Foucault und John L. Austin. Für Foucault, der zu den »Gründervätern« poststrukturalistischer Ansätze gerechnet wird (vgl. Knapp 1998b: 31; Stäheli 2000: 6; Weedon 1990: 25, 33), ist Diskurs eine historisch je spezifische Form der Konstitution von Wissen, zu der immer auch Praxis bzw. »Materialität« gehört, »die sich nicht auf die rein semiotischen Aspekte von Aussagen beschränkt« (Bublitz 2003: 7). Es geht bei der Diskurstheorie im Kern darum, wie Aussagen dazu kommen, wahr zu sein. Diskurse sind sprachlich-begriffliche Organisationsformen von Wirklichkeit, die insofern »produktiv« (Butler 1993b: 129) sind als sie materielle Realitäten produzieren – indem sie u.a. Handlungen von Menschen anleiten, weil sie das dazugehörige Denken strukturieren. Mehr noch, Diskurse sind Formationen, die den Bereich des Denkbaren überhaupt abstecken. Aufgrund ihrer produktiven, wirklichkeitserzeugenden Kraft ist es angemessener von »diskursiven Praxen« zu sprechen. Solche diskursiven Praxen sind allgemein

»eine [jeweilige] Gesamtheit von anonymen, stets im Raum und in der Zeit determinierten Regeln, die in einer gegebenen Epoche und für eine gegebene soziale [...] Umgebung die Wirkungsbedingung der Aussagefunktion definiert haben« (Foucault 1992: 171).

Damit verabschiedet sich der poststrukturalistische Diskursbegriff von der Idee, Sprache sei bloßes Abbild einer gegebenen Wirklichkeit. Die Vorstellung, nach der sich die Wirklichkeit der Welt auch jenseits ihrer diskursiven Konfiguration finden ließe, ist mit einem poststrukturalistischen Zugang nicht (mehr) vertretbar. Dies gilt auch – und gerade – für scheinbar objektive Wirklichkeiten wie ›Natur‹ oder ›Körper‹: So entstehen im 18. Jahrhundert Foucault zufolge (vgl. Foucault 1977) naturwissenschaftlich-medizinische und psychiatrische Diskurse, die überhaupt erst bestimmte Körper ›hervorbringen‹ wie der hysterische weibliche Körper, der asexuelle Kindskörper, der homosexuelle Körper, der wahnsinnige Körper usw. Selbstverständlich sind gleichgeschlechtliche Praxen oder kindliche Körper auch lange vor dem frühen 18. Jahrhundert wirklich; die diskurstheoretische Perspektive redet keiner esoterischen Magie der Sprache das Wort, nach der Worte einfach Dinge erzeugen. Doch ist die Klassifikation, die Ordnung von Körpern als ›normal‹, ›pervers‹, ›hysterisch‹, ›mütterlich‹, ›gesund‹ usw. geprägt durch die Klassifikationen der Sprache. Und diese Klassifikation ist weder der Wahrnehmung noch dem Selbsterleben äußerlich – im Gegenteil, sie ist ihre Bedingung.

Diskurse sind weiterhin historisch variabel (wenn nicht gar kontingent) und Herzstück von Machtverhältnissen. Da Diskurse mit Wahrheitsansprüchen operieren, sind sie auch immer verflochten mit Macht und ihrer Legitimation (vgl. Bublitz 2003: 15). Zusammenfassend und allgemeiner formuliert: Nichts steht außerhalb des Diskurses, schon gar nicht jenes, was für uns ›natürlich‹ und damit scheinbar außersprachlich ist. Denn auch die ›Natur‹ ist ein Begriff der abgrenzenden Bestimmung (nicht Kultur, nicht zivilisiert usw.), also ein historisch umkämpfter und ein mit Ideologien und Mythen behafteter Begriff.

Judith Butler greift systematisch und in produktiver Fortführung auf den Foucaultschen Diskursbegriff zurück und definiert für sich:

»›Diskurs‹ ist nicht bloß gesprochene Wörter, sondern ein Begriff der Bedeutung; nicht bloß, wie es kommt, dass bestimmte Signifikanten bedeuten, was sie nun mal bedeuten, sondern wie bestimmte diskursive Formen Objekte und Subjekte in ihrer Intelligibilität ausdrücken. In diesem Sinne benutze ich das Wort ›Diskurs‹ nicht in seiner Alltagssprachlichen Bedeutung, sondern ich beziehe mich damit auf Foucault. Ein Diskurs stellt nicht einfach vorhandene Praktiken und Beziehungen dar, sondern er tritt in ihre Ausdrucksformen ein und ist in diesem Sinne produktiv« (Butler 1993b: 129).

An Foucault anschließend, verfährt Butler im Rahmen ihrer Diskurstheorie »genealogisch«, d.h. sie sucht nach den historischen Linien, in denen die »Intelligibilität« von Diskursen entsteht bzw. erzeugt wird. Der »Genealogie der Geschlechter-Ontologie« (Butler 1991: 60) gilt ihr Hauptinteresse, d.h. der diskursimmanent angelegten, von Foucault inspirierten Rekonstruktion

solcher normativer Wissensformationen, die die Zweigeschlechtlichkeit als naturgegebene, wesenhafte und damit ›richtige‹, weil eigentlich wirkliche Differenz erscheinen lassen. Sie will damit untersuchen, wie »bestimmte kulturelle Konfigurationen der Geschlechtsidentität die Stelle des ›Wirklichen‹ eingenommen haben und diese durch geglückte *Selbst-Naturalisierung* ihre Hegemonie festigen und erhalten« (ebd., Hervorh. i.O.). Es geht also auch hier um eine konstruktivistische Perspektive darauf, wie sich die Geschlechterdifferenz – als System einer naturhaften Zweigeschlechtlichkeit – durch soziale Prozesse durchsetzt. Darüber hinaus geht es Butler darum, wie sich die diskursive Matrix der Zweigeschlechtlichkeit materialisiert – wie sie also real wird. Allerdings geht Butler nicht sozialkonstruktivistisch vor, indem sie etwa empirisch oder historisch konkrete Prozesse der Erzeugung der Geschlechterdifferenz analysiert.¹⁴ Vielmehr arbeitet Butler gewissermaßen dekonstruktivistisch. Das tut sie, indem sie ihr Augenmerk darauf lenkt, dass vermeintlich stabile und eindeutige Identitäten bzw. vermeintlich stabile und eindeutige Diskurse eigentlich immanent mehrdeutig, instabil und inkohärent sind. Heterosexualität, weiblich, schwul, Frau, Geschlechtskörper – diese (und andere) Kategorien werden von Butler dekonstruktivistisch gelesen.

Zitate und Dekonstruktion

Was eine dekonstruktivistische Lektüre ist, kann hier – und, da es sich weder um eine Methode noch um einen Begriff handelt, wahrscheinlich generell – nicht erschöpfend dargestellt werden. Grundsätzlich meint eine dekonstruktivistische Lektüre-Strategie im Sinne Derridas »eine Subversion des Wahrheitsbegriffs als *Sinnpräsenz*« (Zima 2001: 289; Hervorh. i.O.). Die Wahrheit eines Textes, eines Begriffs, eines Diskurses offenbart sich in dekonstruktivistischer Lektüre eben nicht in diesen selbst, sondern in den Verschiebungen und »Verschiedenheitsbeziehungen zwischen allen anderen Bedeutungen« (Weedon 1990: 207). Das, was also ein Begriff wie z.B. »lesbisch« oder »männlich« bedeutet, kann nicht hermeneutisch innerhalb eines Textes erkannt werden, sondern nur durch den Blick auf den ständigen, unaufhaltsamen Verschiebungen durch Wiederholungen (Iteration) verstanden werden.

Hierauf nimmt Butler immer wieder Bezug, wenn sie auf sprachliche Performativität als »ständig wiederholende und zitierende Praxis« (Butler 1995: 22) abhebt. Sobald gesprochen oder geschrieben wird – sei es die neueste Ausgabe der *Cosmopolitan*, sei es das Gespräch mit der Kollegin oder Freundin, sei es die amtliche Vorgabe zum *gender mainstreaming* –, treten Sprecher/-innen bzw. Leser/-innen und Schreibende in bereits bestehende Diskurse und Semantiken ein, die sie zu nutzen gezwungen sind, um überhaupt verstanden zu werden. Jedes Wort ist ein Zitat. Doch sind Zitate niemals »einfach Ausfertigungen desselben Sinns« (ebd.: 299). Viel-

mehr ist jedes Zitat, mithin jegliches Sprechen eine »Reiteration«, wie Butler unter expliziter Bezugnahme auf Derrida formuliert (Butler 1998: 208), denn es liegen weder Sprecher/-innen noch Kontexte des Sprechens/Schreibens je in identischer Form vor.¹⁵

Allen Konventionen zum Trotz ist jedes Sprechen und jede Aussage immer einzigartig. Folglich haben Begriffe, hat der in ihnen transportierte Sinn kein Anfang und kein Ende; er kann nicht auf ein »Original« zurückgeführt und auch nicht abschließend festgelegt werden. Sinn »gleitet« vielmehr »unendlich« (Stäheli 2000: 5), weil Sprache genutzt und nicht museal fixiert wird – und damit ein wenig wie »Stille Post« funktioniert. Sprechen als diskursive Praxis bedeutet zwangsläufiges Zitieren – »es gibt keine Möglichkeit, nicht zu wiederholen« (Butler 1998: 147) –, allerdings sind die Wiederholungsformen und ihre semantischen Effekte relativ offen. Für Butler geht es nicht um die Frage, ob man wiederholt z.B. indem der Begriff »Frau«, »schwul« oder »gender« in einer Gesetzesvorlage, als politische Parole oder im Kneipengespräch benutzt wird, sondern um das Problem »wie wir wiederholen« (vgl. Butler 1991: 217; eig. Hervorh.). Genau hier setzt für Butler politische Handlungsmächtigkeit, setzt feministische Praxis an. Kritik geht für sie vor allem auf in »subversive[r] Wiederholung« (ebd.: 216). Jeder Sprechakt, der, wie eben dargestellt, gezwungen ist, sich auf bestehende sprachliche und außersprachliche Konventionen zu stützen, kann potenziell ein Akt des Widerstands sein. Dies umso mehr, als die Widerständigkeit weniger abhängt von der kritischen Absicht der konkreten Person, sondern Effekt einer letztendlich unkontrollierbaren, endlosen Wiederholungskette von Sprache selbst ist.

Der ironische Umgang mit Begriffen, das »Ausstellen« und »Anführen« (Butler 1998: 26) sind die von Butler favorisierten Beispiele dafür, dass das Sprechen die eingebaute Widerständigkeit besitzt, mit den Kontexten zu brechen, aus denen es – immer vorläufig – kommt (ebd.: 63f.). Die Wiederauflage vormals abwertender Äußerungen wie »nigger« oder »queer« durch soziale und künstlerische Bewegungen sind für Butler erfolgreiche Beispiele, die sie immer wieder (vgl. z.B. ebd.: 143ff.) gegen (auch feministische) Zensurbestrebungen etwa gegen rassistische oder pornographische Äußerungen in den USA anführt. Zitate können also auch Kritik sein, Politik ist »Sprachkampf« (ebd.: 64). Allerdings bleibt Butler eine systematische Analyse der Bedingungen schuldig, unter denen sich neue – immer vorläufige – sprachliche Konventionen nicht nur entwickeln, sondern auch politisch relevant werden können. Und es bleibt m.E. fraglich, ob eine solche Analyse mit einer diskurstheoretischen dekonstruktivistischen Perspektive überhaupt geleistet werden kann, denn Sprache und Sprechen entwickeln ein je nach sozialem Ort sowohl der sprechenden Personen wie der Rede selbst sehr unterschiedliche Wirkungen. So macht es einen enormen Unterschied, ob eine Studentin Kritik an konkreten Studieninhalten äußert – oder ob die Dekanin dieselbe Kritik formuliert. Es macht auch einen erheblichen Unterschied für die so-

ziale Anerkennung z.B. von Homosexualität, ob das Bundesverfassungsgericht gleichgeschlechtliche Beziehungen der Ehe gleichstellt – oder ob dies von schwul-lesbischen Aktivist:innen gefordert wird.¹⁶

Obwohl jede dieser sprachlichen Praxen *etwas* bewirkt und obwohl dieses etwas immer in gewisser Weise unkalkulierbar bleibt (die Studentin kann es etwa bis zur ersten Seite einer Zeitung schaffen, andere können sich ihrer Position anschließen oder es kann aufgrund ihrer Kritik zu einer sozialen Bewegung zur Reform des Bildungssystems kommen), so macht der soziale Ort für die Relevanz der Sprechakte einen nicht zu leugnenden Unterschied. Anders gesagt: Die Macht der Worte ist nicht zu verwechseln mit dem Recht auf das »gewichtige« Wort. Für ein Verständnis von Letzterem bedarf es einer im engeren Sinne sozialwissenschaftlichen Perspektive, die die außersprachlichen Kontexte des Sprechens und Schreibens systematisch betrachtet.¹⁷

Die Brisanz der dekonstruktivistischen und diskurstheoretischen Perspektive, wie sie Butler vertritt, deutet sich an: Konkrete Personen sind nicht »Herr ihrer Rede«, sie sind auch nicht, wie sich nachfolgend zeigen wird, »Herr ihrer selbst«, und Kritik speist sich nicht aus einem utopischen Jenseits von bestehenden, ambivalenten Diskursen. Beide Aspekte haben für viel Unbehagen gesorgt. So fragt Seyla Benhabib, neben Nancy Fraser eine der profiliertesten Kritikerinnen postmoderner und poststrukturalistischer feministischer Theorien:

»Wie kann man von einem Diskurs konstituiert sein, ohne von ihm determiniert zu sein? [...] Was befähigt das Selbst, die Geschlechtercodes zu »variieren«, hegemonischen Diskursen zu widerstehen? [...] Kann diese [die Butlersche] Theorie die Fähigkeiten der Handlungsfähigkeit und Umdeutung, die sie Individuen zuschreiben will, begründen, und d.h. [...] den Widerstand dieses selben Selbst gegen Macht-/Diskursparadigmen erklären?« (Benhabib 1993b: 109f.)

Subjekte

Butler kann durchaus eine Theorie des Selbst begründen, die den Widerstand konkreter Subjekte systematisch berücksichtigt. Allerdings impliziert dies eine andere Vorstellung vom Subjekt und auch eine Neuformulierung von Handlungsmächtigkeit. Die Butlerschen Überlegungen zum Subjekt und ihre Kritik am »traditionellen« Subjektbegriff sind zweifach eingebettet in ihrer Geschlechtertheorie: Zum einen ist ihre Kritik im engeren Sinne politisch motiviert, zum anderen ist ihr Erkenntnisinteresse philosophisch-theoretischer Natur. Kritisch gegen die totalisierende Verwendung der identitätslogischen Kategorie »Frau« in der feministischen Theorie und Praxis, beharrt Butler darauf, dass sich »die »Geschlechtsidentität« nicht aus den politischen und kulturellen Vernetzungen herauslösen [lässt]« (Butler 1991: 18). Und so lässt sich auch das Subjekt »Frau« nicht aus den konkreten Produktions- und Existenzweisen herauslösen, in denen es real wird.

Vor allem auf die Produktionsbedingungen von Subjekten richtet Butler ihr Augenmerk, die Existenzweisen geraten ihr dabei aus dem Blick. Sie will – z.B. in ihrem Buch »*Psyche der Macht*« (Butler 2001) – der Frage nachgehen, wie das Subjekt konstituiert oder »geformt« wird (Butler 1993b: 130). Mit ihrer »antifundamentalistischen Methode« (Butler 1991: 36; Butler 1993a: 37) bezweckt Butler explizit die Destabilisierung bzw. »Befreiung« vermeintlich fixer und gegebener Kategorien wie Vernunft, Universalität, Identität oder Subjekt. Diese sind davor zu bewahren, abschließend definiert zu werden. So ist prinzipiell auch »das Subjekt niemals vollständig konstituiert, sondern wird immer wieder neu entworfen (*subjected*) und produziert« (Butler 1993a: 45). Auch an diesem Punkt zeigt sich die deutlich poststrukturalistische Perspektive Butlers (vgl. Weedon 1990: 49ff.). Subjekte sind für Butler den Diskursen – auch den feministischen – nicht vorgängig. Vielmehr werden diese durch hegemoniale Diskurse erst erzeugt, wie sie (auch hier wieder in Anlehnung an Foucault) postuliert. Dabei geht Butler davon aus, dass Subjekte realiter – zumindest bislang – nur als mit-sich-identische sowie als Kollektivsubjekte intelligibel sind, Subjekte also identitätslogisch verfasst sein müssen. Um der Konstitution und damit auch Hervorbringung von Subjekten nachzugehen, bezieht sich Butler auf Althusser, Hegel, Foucault und Lacan. Sie will »diskursive Identitätserzeugung« (Butler 2001: 83) mit der Analyse von Subjektivationsprozessen nachzeichnen: »Subjektivation« bezeichnet den Prozess des Unterworfenwerdens durch Macht und zugleich den Prozess der Subjektwerdung« (Butler 2001: 8). Subjekte sind für Butler nicht Personen oder Individuen (ebd.: 15), vielmehr sind Subjekte diskursive Formationen bzw. »sprachliche Gelegenheiten« (ebd.): »Individuen besetzen die Stelle des Subjekts [...] und verständlich werden sie nur, soweit sie gleichsam zunächst in der Sprache eingeführt werden« (ebd.). Subjektivationsprozesse sind maßgeblich von den aufeinander verwiesenen Modi der Anrufung und Umwendung geprägt. Anrufungen sind diskursive »Gepflogenheiten«, wohingegen die Umwendung ein subjektives, ein psychologisches Moment enthält. Anrufungen bezeichnen nach Althusser (1977) spezifische Weisen der Anreden, d.h. die Verleihung eines Namens, eines sozialen Titels, der seinerseits auf eine Identität bezogen ist. »Die Anrede ruft das Subjekt ins Leben« formuliert Butler (1998: 43), denn man kann nur in den Kategorien angerufen werden, die intelligiblen Subjekten zur Verfügung stehen. Personen werden durch Anrufungen aufgefordert, eine Bezeichnung, einen Namen anzunehmen, d.h. sich mit diesem zu identifizieren. Diese Anrufungen verleihen Anerkennung, denn sie verwenden intelligible Titel. Der Vorgang des Annehmens (der Umwendung) ist dabei nicht so sehr die Bestätigung einer vorausgehenden Identität, vielmehr ist die Annahme eines Namens/Titels selbst Teil des Prozesses der Subjektivation. Das Ich wendet sich um – dies kann auch wörtlich verstanden werden, denkt man z.B. an Anreden im öffentlichen Raum – und damit sich selbst zu. Dies bedeutet auch, dass sich Individuen

in sprachliche Subjekt-Positionen immer wieder positionieren (lassen), womit Subjektivation ein unaufhörlicher Prozess ist. Umwendungen als Teil der Subjektwerdung sind für Butler vor allem deshalb zentral, weil sie darauf verweisen, dass sich das Subjekt nur mittels eines Umwegs seiner/ihrer selbst sicher sein kann.

Zu dem von ihr kritisierten Subjektbegriff gehört die Idee des autonomen, mit sich selbst identischen, authentischen Subjekts, das womöglich sozialen Macht- und Herrschaftsverhältnissen vorgelagert oder äußerlich ist. So arbeitet Butler gegen das »Trugbild der Souveränität« des Subjekts an (Butler 1998: 29). Ihre Argumentation wendet sich gegen die Vorstellung, Subjekthaftigkeit sei unvermittelt: »Das Subjekt, das als sprechendes Wesen auftaucht, ist fähig, sich selbst als ein ›Ich‹ zu zitieren« (Butler 1993b: 131). Sie meint damit, dass sich Subjekte nur kennen können, indem sie sich selbst ansprechen, sich sozusagen zitieren: »Erst durch Rückwendung gegen sich selbst erlangt das Ich überhaupt den Status eines Wahrnehmungsobjekts« (Butler 2001: 158). Wir sind also auf eine eigentümliche Uneigentlichkeit angewiesen, wenn wir uns auf uns selbst beziehen.

Auch hier argumentiert Butler also im obigen Sinne diskurstheoretisch (und damit poststrukturalistisch), da wir uns selbst nur durch das Zitieren bestehender sprachlicher Kategorien (er)kennen können. Und sie argumentiert herrschaftskritisch insofern, als Subjektivationsprozesse normativ sind: »Die Normen, nach denen ich mich anerkennbar zu machen suche, sind nicht wirklich meine. Sie kommen nicht mit mir in die Welt« (Butler 2004: 48). In den Subjektivationskategorien ist Geschichte sedimentiert, das Ich gelangt nicht durch autonome Entscheidung über seine/ihre Identität zur Anerkennung, sondern durch das Platziertwerden in bereits bestehende Subjektpositionen, die ihrerseits von Ausschlüssen konstituiert sind. Identitätskategorien, Anrufungen und Umwendungen wären für Butler womöglich nicht besonders problematisch, wären sie nicht auch immer totalisierend und »ausschließend« (Butler 1993a: 49). Als Frau angesprochen zu werden bedeutet die vorläufige Ausblendung anderer Subjektpositionen, die man einnehmen könnte: »Die Behauptung ich sei etwas, impliziert eine vorläufige Totalisierung meines ›Ichs‹« (Butler 1996: 18). Spricht beispielsweise jemand als Wissenschaftlerin, tut sie dies nicht als Tochter, Geliebte oder chronisch Kranke, asiatische oder lesbische Migrantin. Diese anderen Subjektpositionen werden also (immer nur vorläufig!) verworfen, wenn eine Subjektposition eingenommen wird. Solche Verwerfungen sind im Kontext der Subjektivation auch deshalb problematisch, weil »der Prozess der Subjektformierung ein Prozess der Unsichtbarmachung [ist]« (Butler 2001: 177) – und zwar im biographischen, psychischen Sinne. Nicht nur nach außen hin sind wir gezwungen, uns in einer Subjektposition und damit Identität zu verorten, auch nach innen wirkt die Verwerfung potenzieller Subjektpositionen und Identitäten als konstitutiver Teil dessen, was wir sind. Identität ist immer auch das, was man nicht ist, argumentiert Butler psy-

choanalytisch und machttheoretisch (und *dekonstruktivistisch*): Frau-Sein ist nicht-Mann-Sein, homosexuelle Identität beruht konstitutiv darauf, nicht heterosexuell zu sein usw. Und – dies ist so trivial wie bedeutsam – immer auch umgekehrt: Die homosexuelle Identität beruht auf der Verwerfung der heterosexuellen Identität usw.

Solche konstitutiven Verwerfungen stellen sich unbewusst und unwillentlich her, sie sind »keine einzelne Handlung, sondern der wiederholte Effekt einer Struktur« (Butler 1998: 196). Wie Butler am Beispiel der »heterosexuellen Melancholie« (Butler 2001: 138) unter Rückgriff auf Freuds Theorie der Melancholie ausführt (vgl. Butler 1991: 93–110; Butler 2001: 127–135), verdankt das Subjekt seine spezifische Existenz – etwa als Frau oder als Homosexueller – einem notwendigen und ermöglichenden Verlust anderer möglicher Existenzen. Der Verlust geht dem Subjekt nicht nur voraus, er macht das Subjekt als Ich erst möglich. Sobald sich ein Ich erkennt und sich damit eine Identität (oder mehrere) aneignet, hat es bestimmte Verluste erlitten. Da dies aber vor der (notwendig reflexiven) Bewusstwerdung geschieht, kann der Verlust nicht betrauert werden, sondern bleibt »gesperrt«. Wir wissen nicht, wer wir hätten sein können und können damit nicht offen um das (oder die) trauern, was (oder wer) wir nicht sind. Wenn Verluste dem reflexiven Bewusstsein entzogen sind (Butler 2001: 170) und nicht offen betrauert werden können, leben sie als »Selbstzerknirschung« (ebd.: 132) fort.

Das, was verworfen oder verloren wurde, ist nun keinesfalls beliebig oder im Rahmen primärer Sozialisation etwa von Eltern frei wählbar. Vielmehr sind anerkannte Subjektpositionen von Machtverhältnissen reguliert. Im Kontext derzeit hegemonialer Diskurse sind z.B. eindeutige Geschlechtsidentitäten gefordert, ist Heterosexualität weiterhin die Norm und sind in spezifischer Weise materialisierte Geschlechtskörper notwendig. Das Subjekt geht nach Butler also auf zwei Ebenen aus einer »Verlustspur« (Butler 2001: 181) hervor: Zum einen wird auf der individuell-subjektiven Ebene das Subjekt-als-Identität durch die Verwerfung dessen produziert, was es nicht ist. Zum anderen werden auf der politischen bzw. sozialen Ebene (ideal-)typischerweise nur solche Subjekte anerkannt, deren Identität in gängigen Kategorien – und Gesetzen – intelligibel ist. Wo aber ist dann noch Handlungsfähigkeit angesiedelt? Wie kann ein solches Subjekt kritisch oder widerständig agieren? Wie ließen sich kritische Subjekte begründen, die Widerstand gegen diskriminierende und Ungleichheit produzierende Diskurs- und Herrschaftsregimes nicht nur formulieren, sondern auch leben könnten?¹⁸

Butlers Antwort hierauf ist zweifach: Zunächst entwirft sie eine andere Lesart des Subjekts, nämlich als »postsouveränes Subjekt« (Butler 1998: 198). Weiterhin deutet Butler (kritische) Handlungsfähigkeit nicht als willentliche Absicht autonomer Individuen, sondern verortet sie »genau an solchen Schnittpunkten, wo der Diskurs sich erneuert« (Butler 1993b: 125).

Diese Erneuerung findet unentwegt statt. So tun ›konkrete Täter(-innen)‹ durchaus etwas, auch etwas womöglich Kritisches, aber was sie tun, übersteigt ihre individuelle Kontrolle und ihre konkrete Zeit (vgl. Butler 2001: 19f.). Das postsouveräne Subjekt, das also um seine bzw. ihre Abhängigkeit und Verstricktheit mit herrschaftsförmigen Diskursstrukturen weiß, agiert im Spannungsfeld von diskursiver Konstitution und sprachlicher Reiteration. Wenn wir gezwungen sind zu zitieren und wenn wir nur intelligibel sind aufgrund von Sperrungen und Verwerfungen, so ist es dennoch möglich, subversiv und kreativ mit diesen Bedingungen umzugehen. So sind etwa Umwendungen keine reinen Gehorsamsakte, sondern potenziell kreativ. Die Verweigerung von vereindeutigenden und totalisierenden Anrufungen oder der ironische Umgang mit ihnen ist Handlungsfähigkeit. Sie ist begründet im notwendig fragilen und komplexen Charakter der Subjektkonstitution, ist also systematisch innerhalb bestehender Praxen eingebunden. Kritische Handlungsfähigkeit wird »zu der Frage, wie die Signifikation und Resignifikation funktionieren« (Butler 1991: 212).

Verwirrte Geschlechter

Butlers Thematisierung des Geschlechts knüpft an die de Beauvoirsche Einsicht in die »Gewordenheit der Frau« an, radikalisiert diese aber um eine konstruktivistische Perspektive auf das vermeintlich natürliche oder biologische Fundament, auf das de Beauvoir noch ebenso selbstverständlich wie problematisch gebaut hatte. Für Butler ist klar, dass »das Geschlecht keine vordiskursive anatomische Gegebenheit sein [kann]« (Butler 1991: 26). Da aber – auch in Teilen der feministischen Theorie – das Geschlecht immer noch als teilweise natürliche Tatsache behandelt wird, geht es Butler darum, »die angeblich natürlichen Sachverhalte des Geschlechts« (ebd.: 3) als angebliche zu entlarven, ihnen den ontologischen Status zu nehmen und zu zeigen, dass auch der Geschlechtskörper (sex) ein – sehr realer – Effekt hegemonialer Diskurse ist.

Ziel ihrer »Genealogie der Geschlechterontologie« (ebd.: 60) ist weiterhin, »zur Geschlechter-Verwirrung an[zu]stiften« (ebd.: 61), d.h. zu subversiven und kreativen Umgangsweisen mit dem Geschlecht. Dies kann logischerweise nicht aus einer utopischen Position jenseits bestehender Diskurse und Machtverhältnisse geschehen, sondern nur innerhalb bestehender diskursiver Praxen. Hierfür ist eine Analyse der Konstitutionsmodi, die »Metaphysik der Substanz« (Butler 1991: 28) des Geschlechts hilfreich. Erkennt man, dass Diskurse und Normen institutionalisierte Wunschkonstruktionen sind und stellt man die unkontrollierbare und immanent offene Dynamik diskursiver Praxis in Rechnung, dann erweist sich auch die Realität des Geschlechts (als Identität und nicht-diskursive Praxis) als brüchig, inkohärent, widersprüchlich und prozesshaft, und damit auch als veränderbar.

Der performative Charakter des Geschlechts besteht in der »ritualisier-

ten Produktion« (ebd.) spezifischer Akte, die ihrerseits die »Verkörperung von Normen« (ebd.: 305) darstellen. Aus idealtypischen, meist diffusen, inkohärenten Normen von Weiblichkeit bzw. Männlichkeit, die diskursiv sind, werden konkrete Handlungsweisen, die – insbesondere als Effekt zeitlicher Prozesse – auch Körper formen bzw. Körper nur in bestimmter Weise sichtbar, also signifikant werden lassen. Geschlechtsidentität ist permanente Praxis (vgl. Butler 1991: 212), weil die idealisierten Normen, denen diese entsprechen (wollen und sollen) widersprüchlich und diffus sind. Allerdings verschleiern performative Akte durch die Logik der Inszenierung einer angeblich natürlichen Substanz ihren sozialen Charakter. Sie verschleiern, dass sie die Natur produzieren, welche sie angeblich zum Ausdruck bringen. So betrachtet, sind performative Geschlechtsidentitäten Naturalisierungsstrategien (vgl. Butler 1991: 60f., 74, 112). Und so ist die Aufgabe, »als substantivistische Identität zu gelten, [...] eine mühsame Aufgabe« (Butler 1991: 212), denn das Tun muss immer so tun, als sei es sich selbst verwirklichende Natur.

An dieser Stelle ist es wichtig darauf hinzuweisen, dass Butler mit dieser Auffassung keinesfalls einer willkürlichen, beliebigen oder gar künstlichen theatralischen Darstellung des Geschlechts das Wort redet. Sie kritisiert ausdrücklich solche Interpretationen, die ihr unterstellen, den performativen Charakter des Geschlechts wie einengende Kleider abzulegen und sich einfach neue anzuziehen (Butler 2001: 97). Sie will vielmehr auf die Gleichzeitigkeit normativer Zwänge und ihrer produktiven, ermöglichenden Kraft hinweisen. Nur wer versteht, welche Bedingungen uns konstituieren, ist auch in der Lage, diesen »die Stirn zu bieten« (ebd.: 100).

Butler stellt damit mit ihrer Geschlechtergenealogie die Existenz einer authentischen oder eigentlichen Natur des Geschlechts in Frage. Sie tut dies zunächst auf der Ebene von gender als Geschlechtsidentität. Dabei stellt sie Letztere als solche dar, die

»in einem bestimmten Sinne Beziehungen der Kohärenz und Kontinuität zwischen dem anatomischen Geschlecht (sex), der Geschlechtsidentität (gender), der sexuellen Praxis und dem Begehren stiften und aufrechterhalten« (Butler 1991: 38).

Anerkannte Geschlechtsidentitäten sind demnach solche, bei denen sex, gender und sexuelle Orientierung in scheinbar kohärenter Weise aufeinander bezogen sind. Anatomie, Lust und Geschlechtsidentität scheinen sich zu bedingen. Butler zeichnet nun die diskursive Produktion der Beziehungen zwischen ihnen nach und liest sie als weitaus weniger kohärent als sie uns (und vielen Theoretikerinnen) erscheinen. Die Kohärenz und Kontinuität stellt sich vielmehr durch politische Regulierungen, diskursive und kulturelle Praktiken und spezifische »Gesetze« (Heteronormativität z.B.) her.

Anders formuliert: Frau zu sein, weil man Männer begehrt und weil man eine weibliche Anatomie hat, ist ein zirkulärer Begründungszusam-

menhang. Keine der drei Komponenten ist naturgegeben oder ontologisch begründet, sondern offen für gesellschaftliche und individuelle Reflexion und Auseinandersetzung. Nicht zuletzt, um dies zu belegen, bezieht sich Butler häufig auf *drag* und Travestie, queere Identitäten jenseits eindeutiger sexueller Identitäten und pop-kulturellen Veruneindeutigungen von Geschlecht als wegweisende Phänomene: »Parodistische Vervielfältigung der Identitäten nimmt der hegemonialen Kultur ihren Anspruch auf naturalisierte oder wesenhafte geschlechtlich bestimmte Identitäten« (Butler 1991: 203). Ob diese auch politisch z.B. im feministischen Sinne wirksam ist, das hinterfragt Butler durchaus (vgl. ebd.: 204ff.). Aber sie beharrt darauf, dass jegliche »Entnaturalisierungen« (Butler 1995: 179) subversiv sein *können*.

Körper und geschlechtliche Materialität

Die dekonstruktivistische Lesart intelligibler Geschlechter impliziert eine Destabilisierung und De-Naturalisierung auch von sex als Körpergeschlecht, für die Butler vielfach kritisiert worden ist – insbesondere, weil Entnaturalisierung mit Entmaterialisierung gleichgesetzt wurde.¹⁹ Der Gedanke, dass »das biologische Geschlecht bereits durch die Geschlechtsidentität kulturell konstruiert« sei (Butler 1995: 16), mündet bei Butler in eine intensive Auseinandersetzung mit der Materialität des Geschlechts. Für Butler sind die »angeblich natürlichen Sachverhalte«, die im sex enthalten sind, »in Wirklichkeit diskursiv produziert, nämlich durch verschiedene wissenschaftliche Diskurse« (Butler 1991: 23). So ist auch die Unterscheidung zwischen sex und gender, die lange Zeit die Debatten innerhalb feministischer Theorien orientiert hat, selbst eine diskursive, sozialwissenschaftlich fundierte Trennung. Es ist eine Unterscheidung, die für Butler nicht nur diskursiv produziert, sondern auch falsch ist, weil sie die symptomatisch moderne Trennung von Körper und Geist reproduziert und damit phallogozentrisch ist (vgl. ebd.: 31).

Verwirrenderweise verortet Butler ihre Überlegungen zur Materialität des Geschlechts im Kontext des Konstruktivismus. Dies ist deshalb zunächst erstaunlich, weil Butler – wie gezeigt – methodologisch und erkenntnistheoretisch dekonstruktivistisch argumentiert. Und es ist auch deshalb erstaunlich, weil mit Konstruktivismus in der Geschlechterforschung üblicherweise handlungstheoretische Perspektiven wie die Ethnmethodologie gemeint sind. Und dennoch trifft auch auf Butler das Etikett »Konstruktivismus« durchaus zu: Für Butler muss eine konstruktivistische Perspektive auf den Körper vor allem »den Bereich der Zwänge berücksichtigen« (Butler 1995: 132), die die historisch und kulturell spezifischen Materialisierungsprozesse prägen. Die Aufdeckung dieser Zwänge und ihres sozialen bzw. diskursiven Charakters dient der politischen Perspektive, den Körper von seinem ontologischen oder natürlichen Nimbus zu befreien und damit einer »*Rückkehr zum Körper [...], dem Körper als einem gelebten Ort für eine Reihe sich kulturell erweiternder Möglichkeiten*« (ebd.: 11; Hervorh. i.O.).

In ihrem Versuch, den Körper neu zu denken, greift sie auf den Begriff der Materialität zurück. Sie begreift Materialität als diskursiven Effekt »ständig wiederholende[r] und zitierende[r] Praxis« (ebd.: 22). Die sexuelle Differenz ist im obigen Sinne diskursiv erzeugt. Materie ist für Butler keine prädiskursive Masse, sondern ein zeitlicher Prozess der Einschreibung (ebd.: 31) – konkrete Körpergrenzen und Beschaffenheiten stabilisieren sich in biographischen Prozessen, die ihrerseits die »Morphogenese« des Ichs darstellen. Allerdings, und dies ist oft in der Auseinandersetzung mit Butlers Gedanken zur Materialität des Körpers unterschlagen worden, fallen dabei Diskurs und Materie nicht zusammen. Der Körper ist nicht Text: Sprache und Materialität sind »niemals vollkommen identisch noch vollkommen verschieden« (Butler 1995: 100). Butler lehnt zwar die Vorstellung ab, Materialität sei irreduzibel (ebd.: 54) bzw. eine »Verdinglichung« (ebd.: 52), doch ist sie nachdrücklich dafür, den Begriff der Materie als etwas Eigenlogisches beizubehalten.

Dafür ist die Zusammenführung von Konstruktion und Faktizität, von Natur und Kultur, von Essenz und Phänomen notwendig, die Butler im Sinne eines Gewordenseins von Sein vollzieht. Körper nehmen durch Subjektivationsprozesse eine Morphe an (vgl. ebd.: 101ff.). Ich-Werdung ist nämlich auch die »Annahme eines Platzes, die Territorialisierung eines Objekts« (ebd.: 139) und zwar, hier argumentiert Butler psychoanalytisch mit Bezugnahme auf Lacan, über die Inkorporation normativer »Bilder« durch die Selbst-Identifikation im Spiegel. Zum Erwerb der eigenen Identität gehört ganz wesentlich das Bild, welches man sich – z.B. vor dem Spiegel – von sich selber macht: »Das Ich wird um das spekuläre Bild der Körpers selbst herum gebildet« (Butler 1995: 108). Doch ist dieses Bild kein Abbild, sondern eine »*Antizipation*, ein konjunktivistischer Entwurf« (ebd.; Hervorh. i.O.). Dieser impliziert vor allem regulative Diskurse zur Zweigeschlechtlichkeit und Heteronormativität. Wie oben gezeigt, sind aber solche Diskurse immanent brüchig und widersprüchlich. Und nur folgerichtig sind auch die »projektiven Idealisierungen« (ebd.: 125), die die Morphogenese konstituieren, inkohärent und instabil. Das führt dazu, dass wir nie den Körper haben, den wir meinen haben zu müssen oder haben zu können.

Dass die Geschlechtsdifferenz als naturgegebene Tatsache ein Diskurseffekt ist, ist indes im Kontext feministischer Auseinandersetzungen nicht neu. Gerade im Kontext von Wissenschaftskritik und -geschichte haben zahlreiche Autoren/innen zeigen können, wie sich insbesondere seit Beginn der Moderne eine Vernaturwissenschaftlichung der Zweigeschlechtlichkeit durchgesetzt hat, die herrschaftspolitisch weitreichende Konsequenzen hatte und noch hat. Butler greift in ihrer Analyse der diskursiven Erzeugung dichotomer Morphologien auf diese Einsichten nicht zurück und fällt damit m.E. hinter den Stand entsprechender Diskussionen zurück.

Ein weiteres Defizit der Butlerschen Analyse von Materialität, das in der Rezeption vielfach scharf kritisiert wurde, ist die Ausblendung des gefühl-

ten, des konkreten und unhintergehbaren Leibes aus ihren Überlegungen. Ihr Körperbegriff bleibt eigentümlich steril und bisweilen ungenau. Er ist zwar keinesfalls nur Text, sondern wird von Butler in seiner Eigenlogik gewürdigt (vgl. z.B. Butler 1995: 98), d.h. als eine eigenlogische Realität angesehen, die eben nicht in den diskursiven Bedeutungen aufgeht, die sie prägen. Und auch sie wendet sich – wie viele andere Autorinnen im Rahmen der Debatten um den Geschlechtskörper – ausdrücklich gegen eine »kulturnominalistische« Perspektive (Butler 1995: 25), die dem Sozialen ein kausales Primat gegenüber dem Natürlichen einräumen würde. Doch bleibt trotz dieser Abgrenzungen und Ansprüche ein systematisches Durchdenken dessen aus, was es bedeutet, ein Leib zu sein. Wie sich also Diskurse zu Erlebnissen, zu Gefühlen wie Scham oder Lust materialisieren, darüber schweigt Butler. Butler postuliert auf der konzeptuellen Ebene die Verschränktheit von Konstruktion und Faktizität, verwendet aber ihre gesamte textliche Energie darauf, die Konstitution von Materialität im Hinblick auf ihren Ursprung zu analysieren. Den subjektiv-sinnenhaften Effekten wendet sie sich indes nicht zu. Allerdings ist es durchaus möglich, die produktiven Überlegungen von Butler zur Materialität des Geschlechtskörpers mit anderen Perspektiven wie der Leibphänomenologie zu verknüpfen (vgl. Villa 2003: 137–140).

4. Konstitution und Konstruktion: Ausblick auf eine viel versprechende Verbindung

Nimmt man Judith Butler als poststrukturalistische, dekonstruktivistisch argumentierende und bedingt postmoderne Autorin, lässt sich anhand ihrer Aussagen die eingangs gestellte Frage nach dem Status von »Geschlecht« in solcher Perspektive folgendermaßen beantworten: Das Geschlecht als Diskurs der Zweigeschlechtlichkeit hat den Anschein des Natürlichen, da diese diskursive Matrix herrschaftsförmig ihre eigene soziale Genese und Wirkungsweise verschleiert. Die Intelligibilität des Geschlechts wird erzeugt durch die zirkuläre Konstitutionslogik von sex, gender und Sexualität. Dieser Erzeugungszusammenhang ist hinsichtlich all seiner Elemente ebenso immanent instabil und widersprüchlich wie materiell »wirklich«: Auch (Geschlechts-)Körper sind Resultate der zwangsheterosexuellen und zweigeschlechtlichen Matrix. Konkrete Männer und Frauen sind eingebunden in Sprache bzw. Diskurse, die sie als Subjekte erst ermöglichen, wenngleich Personen nicht deckungsgleich mit Subjekten sind. Subjektpositionen sind – z.B. als Namen oder Titel – »Orte« innerhalb der Sprache, an denen Menschen überhaupt sinnvoll solche sein können: ohne Namen oder Anrede keine Existenz. Zugleich sind diese Namen oder Anreden (Frau, Mann, Vater, Schwester, Lehrerin, Lesbe, Bürger usw.) keine eindeutigen Kategorien. Ihr Sinn ist nie, sondern flottiert. Dieses »Gleiten« von Sinn betrifft nicht

nur spezifische, geschlechtlich wirksame Kategorien der Rede, sondern auch Körper bzw. die Materialisierung von Geschlecht: ›den‹ Frauen- oder Männerkörper gibt es faktisch nicht.

Anmerkungen

1 | Dieser Text ist die überarbeitete Version von Villa 2005.

2 | Es gibt selbstverständlich Überblickswerke zur Debatte um die Postmoderne. Hilfreich, weil breit angelegt, mit einer glänzenden Einführung und mit einer umfangreichen Bibliographie versehen, ist Welsch 1988a. Einen Überblick zur feministischen Auseinandersetzung mit der Postmoderne im deutschsprachigen Kontext bietet Hornscheidt/Jähnert/Schlichter 1998. Zur US-Amerikanischen feministischen Debatte um die Postmoderne siehe Benhabib/Butler/Cornell/Fraser 1993.

3 | Präsenz ist ein zentraler Begriff im Werk Derridas. Seine Texte bzw. das Verfahren der Dekonstruktion wird deshalb von ihm und von vielen als Dekonstruktion der »Metaphysik der Präsenz« bezeichnet (vgl. exemplarisch Wartenpfehl 2000: 128ff.). Damit ist gemeint, dass es – für Menschen – nichts gibt, das aus sich selbst heraus, gewissermaßen selbstreferentiell, eine wahrhaftige Anwesenheit sein könnte. Jedes ›etwas‹ (ein Baum, ein Mann, ein Ich usw.) kann nur etwas sein, indem es etwas anderes nicht ist und indem es auf viele andere Dinge verweist. Es ist also immer etwas ›abwesend‹, das zugleich konstitutiv ist. Ein ›transzendentaler Signifikat‹ wäre, so Derrida in seiner Auseinandersetzung mit der Sprach- und Zeichentheorie von Saussure (Derrida 1974: 49–129) ein Bezeichnetes (im Unterschied zum Zeichen), das unveränderlich von Zeichen, Kontext usw. wäre. Im Zusammenhang mit Fragen des Geschlechts wäre dies etwa ›Frau‹ oder ›Mann‹ als jenseits der Sprache bzw. des Textes unveränderliche Essenz.

4 | Für eine ausführlichere Darstellung des Aspekts des Scheiterns in der Dekonstruktion vgl. Villa 2006.

5 | Vgl. Knapp 1998b: 26ff.; Villa 2004a: 234f.; Welsch 1991 und 1998; Zima 2001.

6 | Diese Beschreibung geht nicht auf Bauman selbst zurück. Sie bezieht sich vielmehr auf die Individualisierungs-These etwa von Beck, Beck-Gernsheim und anderen. Allerdings verwenden die Vertreter/-innen der Individualisierungsthese selbst den Begriff der Postmoderne dezidiert nicht. Beck spricht z.B. von einer »reflexiven Moderne«. Vgl. Beck 1993.

7 | So auch Fraser 1995, die sich in ihren Überlegungen zur Öffentlichkeit dezidiert für einen postmodernen Zugang ausspricht (Fraser 1995: 308), der der Zirkulation und Aushandlung kultureller Codes systematisch Raum gibt.

8 | So auch Welsch: »Die Postmoderne beginnt dort, wo das Ganze

aufhört. [...] Vor allem nützt sie das Ende des Einen und Ganzen positiv, indem sie die zutage tretende Vielfalt in ihrer Legitimität und Eigenart zu sichern und zu entfalten sucht. Hier hat sie ihren Kern. Aus dem Bewusstsein des unhintergehbaren Wertes der verschiedenen Konzeptionen und Entwürfe (und nicht etwa aus Oberflächlichkeit und Indifferenz) ist sie radikal pluralistisch. *Ihre Vision ist eine Vision der Pluralität.*« (Welsch 1988a: 39; Hervorh. i.O.).

9 | Und wo der sog. »Kommunitarismus« z.B. von A. Etzioni als (allerdings politisch konservative) postmoderne Strömung eingeschätzt wird. Vgl. Zima 2001: 87–92.

10 | Nachzulesen ist dies bei Gutiérrez Rodríguez 2004 bzw. der dort angegebenen Literatur sowie in Mohanty 1995.

11 | Am sozialwissenschaftlichen bzw. gesellschaftstheoretischen Defizit vor allem feministischer Perspektiven stoßen sich auch Nicholson/Seidman (z.B. 1995: 8) und nehmen ihr kritisches Unbehagen an den Verkürzungen postmodernen Denkens zum Anlass für ihren Sammelband. Dies wird ausführlich in ihrer Einleitung zum Buch thematisiert (ebd.: 1–38).

12 | Vgl. Knapp 1998b: 48f.

13 | Zum Begriff des Diskurses und seinen Implikationen vgl. weiter unten Abschnitt 3.

14 | Es gibt viele »Spielarten des Konstruktivismus« (Knorr-Cetina 1989); im Rahmen der *gender studies* sind insbesondere ethnomethodologische, wissenssoziologische, phänomenologische und (wissenschafts-)historische Zugänge von Bedeutung. Vgl. einführend Becker-Schmidt/Knapp 2000: 63–102 und Hark 2001: 17–86.

15 | Zum Begriff der »Iterabilität« bei Derrida vgl. einführend Zima 2001: 290–297 sowie Weedon 1990: 206–212.

16 | An diesem Beispiel wird die grundsätzliche Problematik post-strukturalistischer Zugänge zum Bereich des Politischen deutlich: Die Ausweitung des bürgerlichen Modells der Ehe auf gleichgeschlechtliche Paare ist aus herrschaftskritischer Perspektive hochgradig problematisch. Die gesetzlich sanktionierte Form des Zusammenlebens, die damit verbundene legale und ökonomische Anerkennung geht nicht nur zu Lasten anderer Beziehungs- und Intimitätsformen, sondern bedeutet auch die Unterwerfung unter sehr spezifische Formen von Herrschaftsregimes und Gouvernamentalität im Sinne Foucaults; die Ehe ist (auch) eine Institution, eng verflochten mit bürgerlich-kapitalistischer Herrschaft. Zugleich aber, dies betonen queere Autoren/innen, führt die »Verqueerung« einer zentralen gesellschaftlichen Institution wie der Ehe zur Enttraditionalisierung und »Ent-Selbstverständlichung« (Degele/Dries/Stauffer 2002) und damit zu einer gesteigerten Reflexivität im Umgang mit Normen. Die bislang verschwiegene, nicht-markierte, und deshalb umso wirksamere Heteronormativität der Institution Ehe ist im Zuge der Debatten um die so genannte »Homo-Ehe« in aller Munde. Wie auch immer man zu diesem Punkt steht, so ist doch nicht hinter der post-strukturalistischen

- und Postmoderne in der Gegenwart, Frankfurt a.M.: Fischer Verlag, S. 31–58.
- Butler, Judith (1993b): »Für ein sorgfältiges Lesen«. In: Benhabib, Seyla/ Butler, Judith/Cornell, Drucilla/Fraser, Nancy: *Der Streit um Differenz. Feminismus und Postmoderne in der Gegenwart*, Frankfurt a.M.: Fischer Verlag, S. 122–131.
- Butler, Judith (1995): *Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts*, Berlin: Berlin-Verlag.
- Butler, Judith (1996): »Imitation und Aufsässigkeit der Geschlechtsidentität«. In: Hark, Sabine (Hg.): *Grenzen lesbischer Identität*, Berlin: Querverlag, S. 15–37.
- Butler, Judith (1998): *Haß spricht. Zur Politik des Performativen*, Berlin: Berlin-Verlag.
- Butler, Judith (2001): *Psyche der Macht. Das Subjekt der Unterwerfung*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Butler, Judith (2004): Gender – Regulierungen. In: Helduser, Ute/Marx, Daniela/Paulitz, Tatjana/Pühl, Katharina (Hg.): *under construction? Konstruktivistische Perspektiven in feministischer Theorie und Forschungspraxis*, Frankfurt a.M./New York: Campus, S. 44–56.
- De Beauvoir, Simone (1992): *Das Andere Geschlecht. Sitte und Sexus der Frau*, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Degele, Nina/Christian Dries/Anne Stauffer (2002): »Rückschritt nach vorn – Soziologische Überlegungen zu ›Homo-Ehe‹, Staat und queerer Liebe«. In: Jannik Franzen u.a. (Hg.): *(K)ein Geschlecht oder viele? Transgender in politischer Perspektive*, Berlin: Querverlag, S. 137–152.
- Derrida, Jacques (1974): *Grammatologie*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Derrida, Jacques (1988): *Randgänge der Philosophie*, Wien: Passagen.
- Elam, Diane (1994): *Feminism and Deconstruction. Ms en Abyne*, London: Routledge.
- Flax, Jane (1992a): »The End of Innocence«. In: Butler, Judith/Scott, Joan W. (Hg.): *Feminists Theorize the Political*, London: Routledge, S. 445–463.
- Flax, Jane (1992b): »Postmoderne und Geschlechter-Beziehungen in der Feministischen Theorie«. In: *Psychologie & Gesellschaftskritik* 63/64, S. 69–102.
- Foucault, Michel (1977): *Sexualität und Wahrheit, Bd. 1: Der Wille zum Wissen*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Foucault, Michel (1992): *Archäologie des Wissens*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Fraser, Nancy (1993a): »Falsche Gegensätze«. In: Benhabib et al.: *Der Streit um Differenz. Feminismus und Postmoderne in der Gegenwart*, Frankfurt a.M.: Fischer Verlag, S. 59–79.
- Fraser, Nancy (1993b): »Pragmatismus, Feminismus und die linguistische Wendek«. In: Benhabib et al.: *Der Streit um Differenz. Feminismus und Postmoderne in der Gegenwart*, Frankfurt a.M.: Fischer Verlag, S. 145–160.

- Fraser, Nancy (1995): »Politics, Culture, and the public sphere«. In: Nicholson, Linda/Seidman, Steven (1995): Introduction. In: Dies. (Hg.): *Social Postmodernism. Beyond Identity Politics*, Cambridge: Cambridge Univ. Press, S. 287–312.
- Gutiérrez Rodríguez, Encarnación (2004): »Postkolonialismus: Subjektivität, Rassismus und Geschlecht«. In: Becker, Ruth/Kortendiek, Beate (Hg.): *Handbuch der Frauen- und Geschlechterforschung*, Wiesbaden: Verlag für Sozialwiss., S. 239–247.
- Hark, Sabine (Hg.) (2001): *Dis/Kontinuitäten: Feministische Theorie. Lehrbuch zur sozialwissenschaftlichen Frauen- und Geschlechterforschung, Bd.3*, Opladen: Leske + Budrich.
- Hornscheidt, Antje/Jähnert, Gabriele/Schlichter, Annette (Hg.): *Kritische Differenzen – Geteilte Perspektiven. Zum Verhältnis zwischen Feminismus und Postmoderne*. Opladen: Leske + Budrich.
- Klinger, Cornelia (1998a): »Feministische Philosophie als Dekonstruktion und Kritische Theorie. Einige abstrakte und spekulative Überlegungen«. In: Knapp, Gudrun-Axeli (Hg.): *Kurskorrekturen. Feminismus zwischen Kritischer Theorie und Postmoderne*, Frankfurt a.M.: Campus, S. 242–256.
- Klinger, Cornelia (1998b): »Liberalismus-Marxismus-Postmoderne. Der Feminismus und seine glücklichen oder unglücklichen »Ehen« mit verschiedenen Theorieströmungen im 20. Jahrhundert«. In: Hornscheidt, Antje/Jähnert, Gabriele/Schlichter, Annette (Hg.): *Kritische Differenzen – Geteilte Perspektiven. Zum Verhältnis zwischen Feminismus und Postmoderne*, Opladen: Westdt. Verl., S. 18–41.
- Knapp, Gudrun-Axeli (1998a): »»Hunting the Dodo«: Anmerkungen zum Diskurs der Postmoderne«. In: Hornscheidt, Antje/Jähnert, Gabriele/Schlichter, Annette (Hg.): *Kritische Differenzen – Geteilte Perspektiven. Zum Verhältnis zwischen Feminismus und Postmoderne*, Opladen: Westdt. Verl., S. 195–228.
- Knapp, Gudrun-Axeli (1998b): »Postmoderne Theorie oder Theorie der Postmoderne? Anmerkungen aus feministischer Sicht«. In: Dies. (Hg.): *Kurskorrekturen. Feminismus zwischen Kritischer Theorie und Postmoderne*, Frankfurt a.M.: Campus, S. 25–83.
- Knorr-Cetina, Karin (1989): »Spielarten des Konstruktivismus. Einige Notizen und Anmerkungen«. In: *Soziale Welt*, Heft 1/2, S. 86–96.
- Lerner, Gerda (1986): *Die Entstehung des Patriarchats*, Frankfurt a.M.: Campus.
- Liotard, Jean-Francoise (1994): *Das postmoderne Wissen*, Wien: Passagen-Verlag.
- Mohanty, Chandra Talpade (1995): »Feminist Encounters: Locating the Politics of Experience«. In: Nicholson, Linda/Seidman, Steven (Hg.): *Social Postmodernism. Beyond Identity Politics*, Cambridge: Cambridge Univ. Press, S. 68–86.
- Mouffe, Chantal (1995): »Feminism, Citizenship, and radical democratic

- politics«. In: Nicholson, Linda/Seidman, Steven (1995): Introduction. In: Dies. (Hg.): *Social Postmodernism. Beyond Identity Politics*, Cambridge: Cambridge Univ. Press, S. 315–331.
- Nicholson, Linda/Seidman, Steven (1995): »Introduction«. In: Dies. (Hg.): *Social Postmodernism. Beyond Identity Politics*, Cambridge: Cambridge Univ. Press, S. 1–38.
- Rubin, Gayle (1975): »The Traffic in Women: Notes on the Political Economy of Sex«. In: Reiter, Rayna R. (Hg.): *Toward an Anthropology of Women*, New York: Monthly Review Press, S. 157–210.
- Stäheli, Urs (2000): *Poststrukturalistische Soziologien*, Bielefeld: transcript.
- Villa, Paula-Irene (2003): *Judith Butler zur Einführung*, Frankfurt a.M.: Campus.
- Villa, Paula-Irene (2004a): »Poststrukturalismus: Postmoderne + Poststrukturalismus = Postfeminismus?« In: Becker, Ruth/Kortendiek, Beate (Hg.): *Handbuch der Frauen- und Geschlechterforschung*, Wiesbaden: Verlag für Sozialwiss., S. 234–238.
- Villa, Paula-Irene (2004b): »(De)Konstruktion und Diskurs-Genealogie: Zur Position und Rezeption von Judith Butler«. In: Becker, Ruth/Kortendiek, Beate (Hg.): *Handbuch der Frauen- und Geschlechterforschung*, Wiesbaden: Verlag für Sozialwiss., S. 141–152.
- Villa, Paula-Irene (2005): »Post-Ismen: Geschlecht in Postmoderne und (De)Konstruktion«. In: Wilz, Sylvia M. (Hg.): *Struktur, Konstruktion, Askription: theoretische Konzeptionen von Geschlecht und Geschlechterverhältnissen*, Studienbrief der FernUniversität Hagen.
- Villa, Paula-Irene (2006): Dekonstruktion. In: Behnke, Joachim/Gschwend, Thomas/Schindler, Delia/Schnapp, Kai-Uwe (Hg.): *Methoden der Politikwissenschaft*, Baden-Baden: Nomos, S. 93–103.
- Walby, Sylvia (1992): »Post-Post-Modernism? Theorizing Social Complexity«. In: Barrett, Michelle/Phillips, Anne (Hg.): *Destabilizing Theory. Contemporary Feminist Debates*, Oxford: Polity Press, S. 31–52.
- Wartenpfehl, Birgit (2000): *Dekonstruktion von Geschlechtsidentität – Transversale Differenzen. Eine theoretisch-systematische Grundlegung*, Opladen: Leske + Budrich.
- Weedon, Chris (1990): *Wissen und Erfahrung. Feministische Praxis und Poststrukturalistische Theorie*, Zürich: Efe-Verlag.
- Welsch, Wolfgang (1991): *Unsere postmoderne Moderne*, Weinheim: VCH.
- Welsch, Wolfgang (1988a): Einleitung. In: Welsch, Wolfgang (Hg.) (1988b): *Wege aus der Moderne. Schlüsseltexte der Postmoderne-Diskussion*, Weinheim: VCH, S. 9–42.
- Welsch, Wolfgang (Hg.) (1988b): *Wege aus der Moderne. Schlüsseltexte der Postmoderne-Diskussion*, Weinheim: VCH.
- Zima, Peter V. (2001): *Moderne/Postmoderne*, Tübingen: Francke Verlag.

